

Dezember 2016
1.1. Jahrgang

MAGAZIN#21

Frieden

Robert Bosch **Stiftung**

Robert Bosch Stiftung
Magazin #21 Frieden

GEGEN DIE VERZWEIFLUNG

Viele syrische Flüchtlinge sind traumatisiert und perspektivlos. Ein Projekt in Jordanien hilft, ihre Gefühle zu kanalisieren.

ESSAY

Allein geht es nicht

Frank-Walter Steinmeier über die Rolle der Zivilgesellschaft bei der Lösung von Konflikten.

INTERVIEW

»Der Krieg ist zurückgekehrt«

Mediator David Harland vermittelt in Kriegen und Konflikten. Immer wichtiger dabei: die Unterstützung privater Organisationen.





EDITORIAL

Liebe Leserin,
lieber Leser,

»Frieden ist nicht Abwesenheit von Krieg. Frieden ist eine Tugend, eine Geisteshaltung, eine Neigung zu Güte, Vertrauen, Gerechtigkeit.« Diese Sätze schrieb der niederländische Philosoph Baruch de Spinoza im 17. Jahrhundert. Sie haben an Aktualität nichts verloren.

Wer nach dem Ende des Kalten Kriegs glaubte, dass eine Ära des Friedens anbrechen werde, wurde inzwischen eines Besseren belehrt. Das Gegenteil ist eingetreten: Die Konflikte nehmen zu - an Zahl und an Intensität. In jüngster Zeit muss man sogar eine Rückkehr des Kalten Kriegs befürchten.

Umso wichtiger ist der Einsatz für den Frieden. Er ist tief verankert in der DNA der Robert Bosch Stiftung. Robert Bosch selbst hat nach dem Ersten Weltkrieg Veteranentreffen zwischen Deutschen und Franzosen organisiert, um die Aussöhnung voranzubringen. Im selben Geist widmeten sich auch die ersten Projekte der Stiftung der Verständigung mit Frankreich.

Seither waren Frieden und Verständigung Grundmotive unserer Arbeit - sei es auf dem Balkan, in Osteuropa oder auch im Südkaukasus. Zunächst ging es in den Projekten meist um Verständigung und Versöhnung nach Konflikten. Seit der Einrichtung des Schwerpunkts Frieden in unserem Berliner Büro im Jahr 2014 rücken aber auch Prävention und Vermittlung in akuten Konflikten stärker in den Fokus.

In diesem Heft stellen wir Projekte vor, die auf ganz unterschiedliche Weise zum friedlichen Zusammenleben beitragen. Damit können wir keine Kriege beenden - das ist Sache der Politik. Aber es braucht die Zivilgesellschaft und auch Stiftungen, um die Geisteshaltung und die Neigung zu Güte, Vertrauen und Gerechtigkeit zu schaffen, ohne die kein dauerhafter Frieden möglich ist.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen.

Ihre

Uta-Micaela Dürig

UTA-MICAELA DÜRIG

Ihr

Joachim Rogall

JOACHIM ROGALL

Inhalt **N°21**

IN KONFLIKTEN AGIEREN

4 INSEL IM WAHNSINN
Wie durch die Begegnungsstätte Givat Haviva in Israel Frieden wächst

10 WIE STEHT ES UM DEN FRIEDEN IN DER WELT?
Eine Übersicht

12 »DER KRIEG IST ZURÜCKGEKEHRT«
Ein Konflikt-Mediator im Interview

14 SCHNELLE HILFE FÜR STARKE FRAUEN
Wenn Friedensaktivistinnen selbst Hilfe brauchen

16 FRIEDEN FÖRDERN IN BEWEGTEN ZEITEN
Ein Essay von Frank-Walter Steinmeier

VERTRAUEN SCHAFFEN

18 ZWISCHEN DEN WELTEN
Versuchte Annäherung von Ukrainern und Russen

22 UKRAINE IN UNFRIEDEN
Ein Land auf der Suche nach innerer Stabilität

24 IN DER VERANTWORTUNG
Vier Projekte zur Verständigung und Versöhnung

AN KONFLIKTE ERINNERN

28 LÖCHRIGE ERINNERUNG
Weshalb die Aufarbeitung der Jugoslawienkriege erst am Anfang steht

32 LEID KREATIV TEILEN UND VERARBEITEN
Die artistische Produktion »See You Yesterday« auf Tournee

34 FRIEDEN ALS ZIEL EINES LANGEN WEGES
Akteure der Erinnerungsarbeit lernen von Berlin

TITELGESCHICHTE

39 TANZ DER BEFREIUNG
Die Kampfkunst Capoeira hilft traumatisierten jungen Flüchtlingen

44 BEWAHREN UND VERÄNDERN
Schwerpunkte der Förderarbeit

45 NACHRICHTEN
Aktuelles aus der Stiftung

47 IMPRESSUM

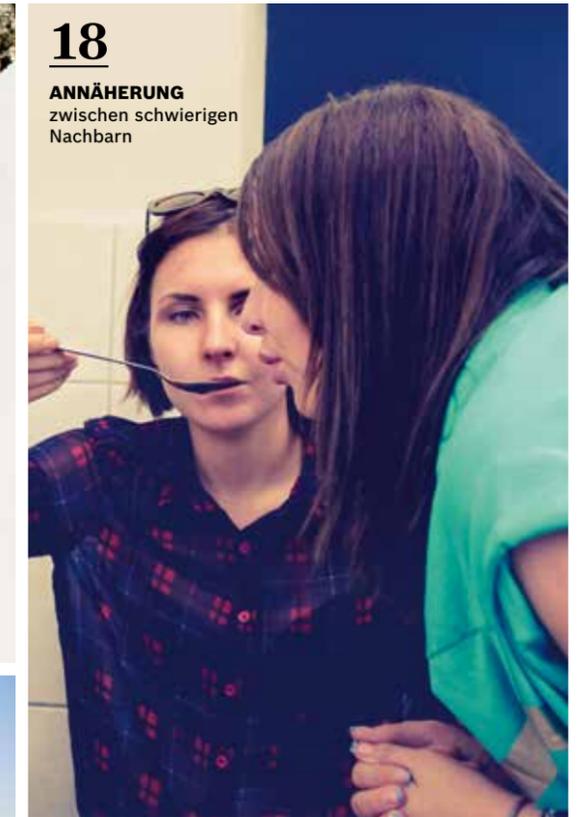
39

REPORTAGE
Syrische Flüchtlinge verarbeiten ihre Traumata



18

ANNÄHERUNG
zwischen schwierigen Nachbarn



4

GIVAT HAVIVA
Eine Trutzburg des Friedens



28

STUDIENREISE
auf den Balkan



12

INTERVIEW
Über Terroristen als Gesprächspartner



32

AKROBATIK
Verständigung ohne Worte



Fotos: Titel: Nadia Bseiso, Seite 2-3: Björn Hänsler (1), Nadia Bseiso (1), Sascha Montag (1), Jonas Opperskalski (1), Marko Risovic (1), Cedric Widmer (1), Global Artis Corps (1)

EINE INSEL IM WAHNSINN

Abgrenzung, Misstrauen und immer wieder Gewalt prägen den Alltag in Israel. Dass Frieden nur auf Augenhöhe zwischen jüdischen und arabischen Mitbürgern möglich ist, hat man in der Begegnungsstätte Givat Haviva früh erkannt - und lernt trotzdem jeden Tag dazu.

von Agnes Fazekas



Die gemeinsame Fotoausstellung überwindet immerhin die Mauer in den Köpfen: eine jüdische und eine arabische Israelin.



Der alte Flugzeug-Hangar ist ein guter Ort für eine Fotoausstellung. Charmant abgewrackt und licht. Vor allem die Serie mit Omer und Abed Allah bleibt im Gedächtnis. Beide sind 17 Jahre alt, in den Porträts stehen sie in einem Raum – aber nie gemeinsam. Sie schauen aneinander vorbei, selbst wenn jeder in die Richtung des anderen blickt.

Omer, die israelische Flagge ins Gesicht geschminkt; Abed Allah das Grün-Weiß-Rot Palästinas über Wangen, Stirn und Nase. Das Thema der diesjährigen Fotoklasse in Givat Haviva heißt »Stereotypen«, die Jugendlichen haben es sich selbst ausgesucht. Heute Abend werden sie ihren Familien die Werke präsentieren.

SPERRWALL, GAZA-KRIEG, ATTACKEN

Im Wadi Ara, einem Tal zwischen Tel Aviv und Haifa an der Grenze zum Westjordanland, leben Juden in längst privatisierten Kibbuzim und viele arabische Israelis in dicht besiedelten Dörfern.

Der Flugzeug-Hangar stammt aus der Zeit, in der auf dem Gelände das britische Militär stationiert war. 1948 zogen die Briten ab. Die Israelis kämpften ihren Unabhängigkeitskrieg und die Palästinenser beklagten die Nakba: die große

Katastrophe. Vertreibung und Flucht.

Das Tal Wadi Ara wurde im Krieg von irakischen Streitkräften erobert und später gegen ein Gebiet im Osten eingetauscht. So fanden sich nach dem Krieg 15 alte arabische Dörfer im jungen Israel wieder.

Wie lange gibt es das Fotografie-Projekt zwischen jüdischen und arabisch-israelischen Teenagern? Die Lehrerin muss nicht lange überlegen. Herbst 2000. Das war, als der Bus im nahen Hadera explodierte, der Beginn der Zweiten Intifada. Danach nannten sich die arabischen Israelis »palästinensische Israelis«, solidarisierten sich mit ihren Verwandten im Westjordanland und in Gaza. Tausende demonstrierten auf den Straßen. 13 arabische Israelis wurden von Polizisten erschossen.

Seitdem war eigentlich »immer was los«, wie die Kunstlehrerin es ausdrückt.

Ein arabischer Attentäter sprengte einen Bus in die Luft, nur zwei Kilometer von hier, vor der jüdischen Ortschaft Karkur. 14 Tote, 50 Verletzte.

In jenem Karkur wohnt Omers Familie. Abed Allah kommt aus der arabischen Nachbargemeinde Kafr-Qara. Es sind zwei Welten, die näher nicht sein könnten und sich doch beständig voneinander entfernen.

Auf die Intifada folgt der Bau des Sperrwalls zum Westjordanland, dann die Gaza-Kriege. Die Messerattacken. Und falls tatsächlich mal nichts los ist, brechen alte Narben auf.

Kein Wunder, dass auf dem Campus von Givat Haviva eine ungewöhnliche Stimmung herrscht. Surreal samtpfotig, wie in einem Therapiezentrum. Hier werden tiefsitzende Ängste behandelt. Eine Insel im Wahnsinn, könnte man sagen.

Seit zehn Jahren manifestieren Mauer und Stacheldraht die zweigeteilte Identität des Ortes Baqa.



» Die palästinensischen Israelis wollen als ebenbürtige Bürger wahrgenommen werden.

Der Campus wurde 1949 als Denkfabrik der Kibbuz-Bewegung gegründet. Ihre Anhänger wollten die Regierung dazu bringen, den jungen Staat nach ihrer Vorstellung aufzubauen. Eine Heimat für die Juden: Sozialistisch. Brüderlich. In logischer Konsequenz dieser Ideale strebten die Kibbuzniks auch ein gutes Verhältnis mit den arabischen Nachbarn an.

Noch in den 1950ern zogen sie durch die Dörfer, brachten sich Alltagsarabisch bei, um es fortan auf dem Campus zu lehren. Denn im segregierten israelischen Schulsystem lernen jüdische Kinder bis heute nur Hocharabisch. Für den Militärdienst, nicht zur Verständigung.

Das jüdische Neujahr steht vor der Tür. Unter den Bäumen, vor sozialistisch anmutenden Flachbauten

hocken Grüppchen von jüdischen und arabischen Israelis, die sich auf Begegnungs-Seminare vorbereiten. Im Konferenzraum des Frauenzentrums sitzt derweil eine illustre Runde und feilt an ihren Führungsqualitäten.

Selbstbewusst wirken sie, die Beduinin mit den tiefen Runzeln unter dem Glitzerkopftuch genauso wie die Jüdin im engen Jeanskleid, die arabische Schauspielerin mit dem blonden Lockenkopf – oder die Anwältin im Hidschab.

Während sie Stationen ihres Lebens aufs Papier zeichnen, zitiert Moderatorin Yael Ben Zvi im Flüsterton: »In jeder hier entdeckte ich etwas von mir selbst. Wir stammen von derselben Mutter.« Das habe eine der Frauen nach dem ersten Treffen gesagt. Für Givat Haviva sind sie die Schnittstellen zu den Bürgerinnen in ihren jeweiligen Gemeinden.

Yael Ben Zvi leitet den Workshop gemeinsam mit einer arabischen Kollegin – dieses doppelte Prinzip gilt für alle Angebote. Zur Strategie von Givat Haviva gehört es, die Einwohner des Tals in ein engmaschiges Netz aus jüdisch-arabischen Beziehungen zu verstricken. »Wir glauben daran, dass Veränderung in der unmittelbaren sozialen Umgebung beginnt«, sagt Yaniv Sagee, 53, Geschäftsführer und selbst ein Kind der Kibbuz-Bewegung.

Vor der Zweiten Intifada hatte sich die NGO das Motto »Koexistenz durch Dialog« auf die Fahne geschrieben. »Aber die palästinensischen Israelis wollen als ebenbürtige Bürger wahrgenommen werden«, sagt Sagee. »Es hilft ihnen nicht, nach einem netten Gespräch in ihre armen Dörfer zurück-zukehren, während wir Juden weiterhin die Privilegien genießen.«

Er formt zwei Ringe mit Daumen und Zeigefingern. Koexistenz. Wie Omer und Abed Allah auf den Fotos: nebeneinander, aber nicht gemeinsam. Dann verschränkt er die Ringe: Funktioniere das Modell im Wadi Ara, gäbe es keine Entschuldigung mehr für den Rest von Israel.

KEINER LEBT GERN HINTER ZÄUNEN

Neben Bildungsprogrammen soll dafür vor allem das Konzept der »Shared Communities« sorgen, basierend auf den Ideen von Sagees arabischem Kollegen Riad Kabha: Jüdische und arabische Israelis sollen sich in ihrem Alltag tatsächlich begegnen, sei es in der Schule, Freizeit oder im Geschäft – und nicht in Parallelwelten nebeneinanderher leben. Diesen Ansatz von Givat Haviva unterstützt die Robert Bosch Stiftung seit 2014.

Bis jetzt gibt es vier jüdisch-arabische Gemeindepaare: Das macht 160 000 Leute. Gemeinsam gehen sie Projekte an wie den Bau eines Gewerbegebiets oder eines Freizeitparks. Die Interaktion färbt schon ab, zum Beispiel auf Yael Ben Zvi, Moderatorin des Frauen-Workshops. Sie lebt am Rande von Emek Hefer. Lange war das nahe arabische Dorf Zemer für sie ein blinder Fleck auf der Landkarte. Inzwischen geht sie gern dort einkaufen, statt in die nächste jüdische Stadt zu fahren. ▶

Fotos: Jonas Opperskalski (7), Illustration: C3 Infografik (1)

»WIR SCHAFFEN EINE ANDERE REALITÄT«

Muhammad Darawshe war 2016 Richard von Weizsäcker Fellow der Robert Bosch Academy. Er erklärt, was für ein friedliches Zusammenleben in Israel nötig ist.

Als arabischer Israeli engagieren Sie sich für Frieden im Land. Warum sind Biografien wie die Ihre so selten?

Muhammad Darawshe: Viele haben aufgegeben, weil die soziale, ökonomische und politische Integration der arabischen Minderheit nur sehr langsam vorankommt. Lange glaubten wir an Koexistenz. Aber nach der Zweiten Intifada erkannten viele, dass Koexistenz hierarchisch sein kann, wie die zwischen einem Reiter und seinem Pferd. Ich habe damals etwa die Hälfte meiner Kollegen verloren. Weil wir der Überzeugung sind, dass Ehrlichkeit die Basis einer gemeinsamen Gesellschaft ist, haben wir dann eine zweite Phase gestartet, die wir »narrative Debatte« nennen. Für mein Engagement gibt es auch sehr persönliche Gründe: Meine Kinder sind die 28. Generation, die in diesem Dorf lebt. Ich will nicht die Generation sein, die das beendet. Und was kann man seinen Kindern schon hinterlassen? Geld kann verschwinden, Land ebenso. Das Einzige, was man hinterlassen kann, sind Bildung und eine andere politische Realität. Daran arbeite ich.

Ist eine »gemeinsame Gesellschaft« in Israel nicht utopisch?

Darawshe: Nur acht Prozent der Einwohner leben in gemischten Städten oder Vierteln. 99 Prozent der Kinder besuchen getrennte Bildungseinrichtungen. Das ändert sich etwas in der Universität oder im Job, aber das ist recht spät. Trotzdem ist eine gemeinsame israelische Gesellschaft realistisch und machbar. Sie ist sogar die pragmatischste Lösung für die explosiven jüdisch-arabischen Beziehungen. Und wir sind auf dem Weg dorthin:



MUHAMMAD DARAWSHE
Der Friedensarbeiter

Seit 2014 ist er »Director of Planning, Equality and Shared Society« der israelischen Begegnungsstätte Givat Haviva. Sie ist die stärkste innerisraelische Kraft auf dem Weg zu einem friedlichen Zusammenleben zwischen Juden und Arabern. Der 53-Jährige ist u. a. Mitglied des strategischen Planungsteams der israelischen Behörde für wirtschaftliche Entwicklung im arabischen Sektor, arbeitete für den Abraham Fund und war zuvor Wahlkampfmanager arabischer Parteien in Israel.

Wie kann man diesen Wandel erreichen?

Darawshe: Ein Beispiel: Wir haben 2005 damit begonnen, sechs arabische Lehrer in jüdische Schulen zu bringen, heute erreichen wir mit 558 Lehrern rund 20 Prozent der Bildungseinrichtungen in Israel. Vor zwei Jahren haben wir auf der anderen Seite nachgezogen. Wir nähern uns einem Stimmungswandel. Und während es 2003 noch drei Prozent arabische Uni-Studenten gab, sind es heute 16 Prozent. Das verändert den Blick der Juden auf uns: Wir sind nicht mehr die unterprivilegierten, weniger intelligenten, weniger erfolgreichen arabischen Mitbürger, sondern zum Beispiel werdende Ärzte. Wenn man eine gemeinsame Gesellschaft schaffen will, reicht Dialog nicht aus. Es bedarf auch struktureller Veränderungen. Eine davon ist, die Qualifikation der arabischen Minderheit zu steigern, sodass der jüdisch-arabische Dialog nicht länger ein Austausch zwischen Ungleichen ist.

Wovon haben Sie als Fellow an der Robert Bosch Academy am meisten profitiert?

Darawshe: Ich nehme zwei Dinge mit, etwas Persönliches und etwas Berufliches. Es war gut, sich Zeit fürs Atmen nehmen zu können, sich auf die wesentlichen Ziele zu konzentrieren – im Leben wie im Beruf. Ich habe mich mit Fachleuten, Praktikern und Wissenschaftlern ausgetauscht, deren Thema nationale Minderheiten in Europa sind. Hier zeigten sich Synergieeffekte: In Europa gibt es differenzierte Ansätze beim Umgang mit Minderheiten – wir wissen aus Israel aber, was tatsächlich funktioniert.



Die Jüdin Yael Ben Zvi (re.) moderiert Führungs-Workshops für Frauen bei Haviva (oben).



► »Es muss für beide Partner eine Motivation da sein«, erklärt Givat-Haviva-Geschäftsführer Sagee. Für die jüdischen Gemeinden sei das Sicherheit. »Keiner lebt gern hinter Zäunen.« Für den arabischen Partner ein Einkaufszentrum, ein Fußballstadion oder die längst fällige Zugangsstraße. Die Regierung investiere von sich aus wenig in die arabischen Gemeinden. Für Kooperationen dagegen ist Geld da.

Das infrastrukturelle Gefälle erkennt man in der muslimischen Kleinstadt Baqa al-Gharbiyye auf den ersten Blick nur am Müll, der sich am Stadtrand im Osten sammelt. Dort, wo seit rund zehn Jahren meterhohe Betonstelen das israelische vom arabischen Baqa teilen, die zweigeteilte Identität manifestieren. Wer drüben Verwandte besuchen will, fährt 1,5 Stunden über den nächsten Checkpoint.

Baqa ist das arabische Handelszentrum der Region, hier wohnen viele wohlhabende Geschäftsleute. Auch Baka Muwassi lebt hier. Die 38-jährige Sozialarbeiterin saß am Vormittag ebenfalls im Frauen-Workshop.

Im letzten Jahr hat sie für Givat Haviva einen gemeinsamen Kochkurs mit der jüdischen Partnergemeinde Menashe moderiert. Trotzdem sieht sie noch viel Entwicklungspotenzial: »Vertrauen bildet sich nicht in zwei Tagen Kochkurs.« Als 2013 jüdische Extremisten die Moschee von Baqa mit Schmierereien verschandelten, brodelte der Hass. »Damals hätten wir einen Workshop gebraucht, der uns lehrt, mit

»**Omer denkt im Bus jetzt nicht mehr daran, dass der andere vielleicht ein Terrorist ist.**«

solchen Situationen umzugehen«, findet Mawassi. Sie beobachtet, dass die Menschen in Baqa religiöser werden. »Das heißt aber nicht extremistisch«, fügt sie schnell hinzu. »Es gibt eine riesige Kluft zwischen Bedarf und Ressourcen. Vor allem bei den Frauen.« Viele sprechen nur wenig Hebräisch. Jeder Behördengang wird so zur Hürde, von Universität und guten Jobs gar nicht zu sprechen. Auch hier hat Givat Haviva ein Pilotprojekt entwickelt, um mehr arabische Frauen in Beschäftigung zu bringen. Nebenbei hebt ein zweites Einkommen Familien

über die Armutsgrenze; bisher lebt jede zweite arabische Familie darunter.

Mit der Dämmerung trudeln die Eltern im Hangar ein. Einige Gesichter kennt man von den Fotos. Durch die Kamera fällt es leichter, sich in fremde Wohnzimmer zu begeben – und die Perspektive zu wechseln.

Auf der Bühne stehen Omer und Abed eng beieinander. In ihren Röhrenjeans, mit verschränkten Armen und dem James-Dean-Blick sind sie sich gar nicht so unähnlich. In seiner Rede sagt Omer, er denke im Bus jetzt nicht mehr daran, dass der andere vielleicht ein Terrorist sei.

Bei Givat Haviva hofft man, dass die Jugendlichen in Kontakt bleiben und als tolerante Bürger in eine gemeinsame Zukunft treten. Im nächsten Jahr wird die jüdische Hälfte erst einmal zum Militär eingezogen.



Agnes Fazekas war von der Power der Araberinnen und Beduininnen beeindruckt, die von weit her anreisen, um das Modell aus Givat Haviva in anderen Landesteilen Israels zu etablieren.

Foto: David Ausserhofer (1)

WIE STEHT ES UM DEN FRIEDEN IN DER WELT?

Seit einigen Jahren steigt die Zahl der Konflikte, zum ersten Mal seit 1946. Die Mehrheit davon ist innerstaatlich. Dabei braucht es mehr für Frieden als nur das Schweigen der Waffen, zum Beispiel das Gefühl, in einer sicheren und gerechten Gesellschaft zu leben.

In Konflikten agieren

PILLARS OF PEACE
Stützen einer friedlichen Gesellschaft

Quelle: Institute for Economics and Peace



LEGENDE

Land mit Zahl der Toten durch Krieg und Konflikt im Jahr 2015

1.652 Mexiko

1.304 Ukraine

1.035 Türkei

1.482 Libyen

2.518 Sudan

8.892 Nigeria

7.457 Südsudan

1.200 Somalia

11.251 Irak

17.986 Afghanistan

2.354 Pakistan

6.984 Jemen

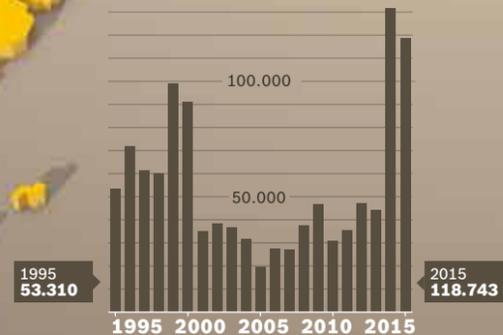
HÄUFIGE KONFLIKTURSACHEN

- politisch/ideologisch
- identitär (ethnisch, kulturell, religiös)
- sozioökonomisch
- Umwelt/Ressourcen
- Sicherheitsbedrohung

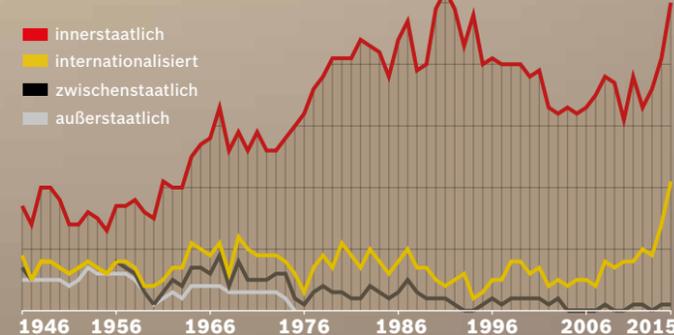


Ca. 50%
der von Konflikt befreiten Länder fallen innerhalb von fünf Jahren nach Friedensschluss zurück in Gewalt und Krieg.

KRIEGSOPFER WELTWEIT 1995-2015



ANZAHL DER KONFLIKTE 1946-2015



Quelle: Uppsala conflict data program



» DER KRIEG IST ZURÜCKGEKEHRT «

David Harland wagt sich dorthin, wo andere das Weite suchen: Der Mediator vermittelt in Krisen und bewaffneten Konflikten, zuvor arbeitete er als Diplomat für die UN. Ein Gespräch über die Persönlichkeit von Terroristen und darüber, weshalb die Unterstützung durch Förderer wie die Robert Bosch Stiftung immer wichtiger wird.

von Eva Wolfangel



Foto: Cedric Widmer (1)

Sie verhandeln mit verfeindeten Akteuren weltweit über Frieden und Waffenstillstand. Wie hat sich die Lage in den letzten Jahren geändert?

David Harland: Seit 2010 sterben jedes Jahr mehr Menschen in bewaffneten Konflikten. Zu Beginn des Jahrtausends war Krieg eine der seltensten Todesursachen, heute ist der Krieg zurückgekehrt. Zwischenstaatliche Konflikte gibt es zwar kaum noch, und das ist auch gut so. Denn solche Konflikte könnten in einem Atomkrieg münden. Dafür gibt es viele innerstaatliche bewaffnete Konflikte, beispielsweise zwischen Regierungen und Rebellengruppen, oder grenzüberschreitende Konflikte zwischen Drogenbanden oder der organisierten Kriminalität.

Ist es nicht bedrückend, mit Terroristen zu reden?

Harland: Nein. Das ist, wie wenn wir miteinander sprechen. Die Persönlichkeiten von Terroristen unterscheiden sich nicht von denen anderer Menschen. Manche sind lustig, andere langweilig, manche inspirierend und manche eben bedrückend. Die Definition von Terroristen ist zudem nicht sehr eindeutig. Menschen, die andere töten und ihre Ziele auch über ihr eigenes Leben stellen – sind sie Terroristen? Manche Widerstandsgruppen gegen die Nationalsozialisten funktionierten auch so. Es kann auch schön und richtig sein, etwas zu haben, das wichtiger ist als das eigene Leben. Viele Staaten halten es für ihr Recht, Menschen aus politischen Gründen zu töten, manche nicht staatliche Akteure ebenfalls. Vielleicht leide ich an einer Berufskrankheit der Mediatoren: Aber am Ende steht doch die Frage, ob das Ziel die Mittel rechtfertigt. Ich bin vor allem daran interessiert, den Leuten zu helfen, einen Weg in den Frieden zu finden.

Haben Sie Angst, wenn Sie an die Risiken Ihrer Einsätze denken?

Harland: Klar, ich habe oft Angst. Wir treffen uns mit gefährlichen Menschen. Man muss wissen, wie man mit ihnen umgeht. Und es gibt viele Risiken. Einen Großteil meiner Zeit manage ich Risiken. Körperliche ebenso wie moralische oder legale Risiken.

In Konflikten agieren

Welches sind die moralischen Risiken Ihrer Arbeit?

Harland: Rein hypothetisch: Wenn ich in Afghanistan mit den Taliban verhandle, muss ich Zugeständnisse machen. Unsere Gespräche könnten darin enden, dass wir einen Kompromiss zwischen den Taliban und der Regierung finden, der zwar Frieden bringt, aber auf Kosten der Bildung von Mädchen geht. Denn eines der Ziele der Taliban ist es, Mädchen weniger auszubilden. Wir müssen ständig abwägen, was noch in Ordnung ist, um Frieden zu erreichen.

Die Öffentlichkeit steht Geheimverhandlungen eher misstrauisch gegenüber. Was rechtfertigt diese aus Ihrer Sicht?

Harland: Ich finde dieses Misstrauen natürlich und gesund. Aber manche Aspekte internationaler Diplomatie können nicht öffentlich sein. In einem normalen Krieg, so man das so nennen kann, sagen beide Parteien ihren Anhängern: Wir werden nie mit dem Feind reden. Wenn sie dann bereit für Gespräche sind, brauchen sie einen geheimen Raum, um herauszufinden, ob Verhandlungen eine Lösung sein können. Und erst dann erarbeiten wir mit ihnen einen Weg, wie sie ihre Anhänger informieren können.

Wäre es nicht dennoch erstrebenswert, Ihre Arbeit öffentlicher zu machen?

Harland: Wieso muss alles öffentlich sein? 80 Prozent aller erfolgreichen Verhandlungen in Kriegen finden im Geheimen statt. Der britische Staat hatte bereits seit den frühen 1970er Jahren Kontakt zur IRA. Erst in den 1990ern erfuhr die Öffentlichkeit davon. Jetzt hat sich die kolumbianische Regierung mit der FARC geeinigt – das wäre nicht geschehen, wenn sie nicht jahrelang im Geheimen verhandelt hätten.

Es gibt neben den offiziellen Verhandlungen immer öfter Parallelgespräche mit einzelnen Gruppen. Wieso hat sich das geändert?

Harland: Generell verschiebt sich das Machtgefälle auf der Welt von Staaten zu Personen. Das hat auch damit zu tun, wie

CENTRE FOR HUMANITARIAN DIALOGUE

David Harland ist seit 2011 Direktor des Centre for Humanitarian Dialogue (CHD) in Genf. Die private Organisation vermittelt in bewaffneten Konflikten. Seit 2016 unterstützt die Robert Bosch Stiftung die Arbeit der rund 140 Mitarbeiter. Die Mediatoren – Vermittler – des Zentrums werden von Konfliktparteien angefragt oder gehen selbst auf diese zu, wenn sie einen Konflikt als verhandlungsreif einschätzen. Dieser erste Schritt ist häufig der schwierigste: Wenn Konfliktparteien miteinander reden wollen, geschieht das zunächst im Geheimen. Die Bevölkerung erfährt erst nach Jahren davon – dann, wenn die Verhandlungen erfolgreich waren.

Menschen ihre Ideen dank der neuen Medien verbreiten können – das hat gute und schlechte Seiten. Gute, wie man auf dem Tahrir-Platz gesehen hat, schlechte, was beispielsweise die Mobilisierung im Internet durch den IS betrifft. Das führt dazu, dass wir häufig nicht mehr nur mit politischen Führern verhandeln, sondern parallel mit ihren Unterstützern. Vor hundert Jahren war Mediation beschränkt auf eine kleine Zahl elitärer Entscheider in einem vertrauten Raum. Das hat sich geändert.

Weshalb sind Sie immer stärker auf die Förderung privater Organisationen angewiesen?

Harland: Die staatliche Unterstützung unserer Arbeit ist kompliziert: Auf der einen Seite wollen Staaten nicht mit bewaffneten Gruppen reden und diese Gespräche auch nicht unterstützen. Auf der anderen Seite müssen sie mit ihnen verhandeln, um Frieden zu erreichen. Das vermitteln wir – und eine nicht staatliche Finanzierung vereinfacht das.

SCHNELLE HILFE FÜR STARKE FRAUEN

Wie kann Frauen, die sich in Krisengebieten für Frieden einsetzen, effektiv geholfen werden? Die internationale Organisation Urgent Action Fund (UAF) setzt auf Geschwindigkeit.

von Alexandra Wolters

Wer in Regionen mit bewaffneten Konflikten, eskalierender Gewalt oder einer unsicheren politischen Lage für Frieden und Menschenrechte kämpft, braucht manchmal schnell und unbürokratisch finanzielle Unterstützung: Geld für einen Anwalt, für die Sicherheit von Menschenleben oder um sich kurzfristig ergebende Chancen zu ergreifen. In diesen Situationen leistet der von der Robert Bosch Stiftung unterstützte Urgent Action Fund (UAF) rasche Soforthilfe – ohne viele Fragen und bürokratische Hürden. Weltweit können Frauen in jeder Sprache und an jedem Tag im Jahr online, per Mail, SMS, Post, Telefon oder Fax einen Antrag auf eine finanzielle Unterstützung bis zu 5.000 Dollar stellen. Dazu müssen sie lediglich einige Fragen mit Ja oder Nein beantworten, wie zum Beispiel »Benötigen Sie das Geld, um sich in Sicherheit zu bringen?« oder »Dient Ihre geplante Aktion der Unterstützung

von Frauenrechten?« Bei Bedarf bleiben die Daten der Frauen anonym, um sie zu schützen. Innerhalb von 72 Stunden erhalten alle Antragstellerinnen eine Antwort und innerhalb von maximal sieben Tagen landet das Geld auf ihrem Konto.

Frauen, die sich für eine bessere Welt einsetzen, sind in Krisenzeiten und bewaffneten Konflikten oftmals besonders gefährdet, ihre Rechte werden weniger geachtet und sie erhalten meist weniger Unterstützung als Männer. Um diesen Frauen in Notsituationen schnelle Unterstützung zu bieten, gründeten die Amerikanerinnen Margaret Schink und Julie Shaw und die Kanadierin Ariane Brunet vor knapp 20 Jahren den Urgent Action Fund. Seitdem hat die internationale Organisation mehr als 1.000 Zuwendungen in 97 Länder vergeben, allein im vergangenen Jahr gab es 143 Überweisungen in mehr als 40 Staaten. Das Jahresbudget wuchs seit der Gründung von 100.000 Dollar auf derzeit 1,5 Millionen Dollar.

Fotos: Krissanto Triputro (1), Lee Jin-man (1), Asuda (1), privat (1), freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Urgent Action Fund (1), Illustration: C3 Infografik (5)



Lian Gogali

Organisation
Mosintuwu Institute
Ort Poso, Provinz
Zentralsulawesi,
Indonesien



Lian Gogali setzt sich in ihrer Heimat, der Unruhregion um Poso in der indonesischen Provinz Zentralsulawesi, für Frieden und Frauenrechte ein.

Konflikt

In Indonesien gibt es etliche ethnisch-religiöse Konflikte. Bis heute erleiden viele Frauen Gewalt und Unterdrückung, sind von Mitbestimmung ausgeschlossen und oftmals benachteiligt.

In welcher Situation hat Gogali den UAF um Unterstützung gebeten?

Vor einigen Jahren kam es zu einer Serie von Gewaltausbrüchen zwischen Muslimen und Christen rund um Poso.

Wofür nutzte sie das Geld?

Zum einen ließ Gogali die Gebäude ihrer Organisation mit einem Sicherheits- und Alarmsystem ausrüsten. Zum anderen steckte sie das Geld in »The Women's School«, eine Schule, die Frauen zu Friedensbotschafterinnen ausbildet.



Bai Ali Indayla

Organisation
Kawagib
Ort Maguindanao,
Philippinen



Bai Ali Indayla setzt sich für ein friedliches Zusammenleben ein. Vor allem kämpft sie gegen Armut und die Gewalt gegen Frauen.

Konflikt

In der autonomen Region um Maguindanao brodelt der Konflikt zwischen einheimischen Muslimen und zugewanderten Christen. Immer wieder kommt es zu bewaffneten und blutigen Auseinandersetzungen.

In welcher Situation hat Indayla den UAF um Unterstützung gebeten?

Anfang 2016 organisierte sie eine Demonstration von Bauern. Auf der Veranstaltung kam es zu Schusswechseln mit den Sicherheitskräften der Regierung. Mehrere Bauern wurden verletzt und bedroht, auch Bai Ali Indayla.

Wofür nutzte sie das Geld?

Zunächst brachte sie sich und ihren Sohn in Sicherheit. Zudem nutzte Indayla das Geld für eine internationale Kampagne, um die philippinische Regierung für ihre Aktionen zur Rechenschaft zu ziehen.



Zainab Al-Khawaja

Twitter-Name
angry arabiya
Ort
Bahrain



Zainab Al-Khawaja kämpft für die Einhaltung der Menschenrechte in Bahrain. Mit Hungerstreiks, Sitzblockaden und Tweets unter dem Namen angry arabiya klagt sie Missstände an.

Konflikt

In den vergangenen Jahren schränkten die Behörden in Bahrain das Recht auf freie Meinungsäußerung immer weiter ein und ließen Proteste gewaltsam beenden.

In welcher Situation hat Al-Khawaja den UAF um Unterstützung gebeten?

Im März 2016 wurde die 29-jährige Aktivistin mit ihrem Baby inhaftiert. Ihr Verbrechen: Sie hatte ein Foto von Bahrains König Hamad Bin Isa Al Khalifa zerrissen und angeblich einen Polizisten beleidigt. Dafür sollte sie drei Jahre im Gefängnis sitzen.

Wofür nutzte sie das Geld?

Internationale Menschenrechtsorganisationen starteten damit eine Kampagne für die umgehende Freilassung von Al-Khawaja – mit Erfolg.



Christine Ahn

Bewegung
Women Cross DMZ
Ort
Nord- und Südkorea



Christine Ahn kämpft für Frieden zwischen Nord- und Südkorea und die Wiedervereinigung der etwa zehn Millionen getrennt lebenden Familien in beiden Ländern.

Konflikt

Die Grenze zwischen Nord- und Südkorea ist eine der bestbewachten der Welt, umgeben wird sie von einer demilitarisierten Zone (DMZ), deren Betreten ohne Genehmigung beider Seiten untersagt ist.

In welcher Situation hat Ahn den UAF um Unterstützung gebeten?

Die Friedensaktivistin wollte im Mai 2015 durch einen Friedensmarsch mit etwa 10.000 Koreanerinnen durch die demilitarisierte Zone internationale Aufmerksamkeit für den Konflikt erzeugen.

Wofür nutzte sie das Geld?

Ahn steckte es in die Organisation von »Women Cross DMZ«: für eine Vollzeit-Koordinatorin, ein Treffen der internationalen Delegation nach dem Friedensmarsch und eine Pressekonferenz.



Khanim Latif

Organisation
Asuda
Ort
Kurdistan/Irak



Khanim Latif prangert mit der Organisation Asuda Gewalt gegen Frauen in der Autonomen Region Kurdistan im Nordirak an und kämpft gegen Korruption.

Konflikt

Im Zuge des Arabischen Frühlings kam es in Kurdistan zu Demonstrationen. Die Menschen forderten ein Ende der Korruption, viele Frauen ein Ende der Gewalt und Unterdrückung.

In welcher Situation hat Asuda den UAF um Unterstützung gebeten?

Nachdem bei den Demonstrationen 2011 mehrere Menschen verletzt und getötet worden waren, wuchs die Angst vor einem Bürgerkrieg.

Wofür nutzte sie das Geld?

Asuda organisierte Pressekonferenzen mit Aktivistinnen, einen Friedensmarsch und einen Facebook-Auftritt. Die Bemühungen führten schließlich zu Verhandlungen zwischen der Regierung, der Opposition und Demonstranten, um den Konflikt friedlich beizulegen.

Der Frieden ist nicht alles, aber alles ist ohne den Frieden nichts« – diese Worte von Willy Brandt haben an Aktualität nicht verloren. Nach dem Ende des Kalten Krieges dachten wir, dass Frieden, Freiheit und Demokratie nun ihren weltweiten Siegeszug antreten würden. Aber es ist anders gekommen. Auf die alte, zynische Ordnung des Kalten Krieges ist nicht einfach neue, friedliche Ordnung gefolgt. Eher im Gegenteil: Die Welt ist widersprüchlicher, komplexer und unübersichtlicher geworden. Krisen und Konflikte scheinen sich in den vergangenen Jahren nur so zu überschlagen.

Nur Tage nach meinem Amtsantritt Ende 2013 eskalierte die Lage auf dem Maidan in Kiew. Wenig später erfolgte die völkerrechtswidrige Annexion der Krim, mit der Russland Grundprinzipien der europäischen Friedensarchitektur infrage gestellt hat. Der Konflikt um die Ostukraine, die Ebola-Pandemie, der Aufstieg des »Islamischen Staats« in Syrien und Irak, das Staatsvakuum in Libyen, Flucht und Migration über Ägäis und Mittelmeer nach Europa, Spannungen im Südchinesischen Meer, zuletzt der gescheiterte Putschversuch in der Türkei – die Krise scheint der Normalfall geworden zu sein. Die Krisenballung unserer Zeit ist kein Zufall. Sondern da entlädt sich ein Ringen der Welt um die vermeintlich richtige gesellschaftliche Ordnung – um Freiheit, Demokratie, Rechts-

»
Auch vor dem Hintergrund einer unruhigen Nachbarschaft übernimmt Deutschland international mehr Verantwortung.
«

FRIEDEN FÖRDERN IN BEWEGTEN ZEITEN

Allein geht es nicht. Deutschlands Außenminister Frank-Walter Steinmeier setzt bei der Suche nach friedlichen Lösungen von Konflikten auf ein Zusammenspiel mit der Zivilgesellschaft.

staatlichkeit und Menschenrechte – und um geopolitische Einflussphären.

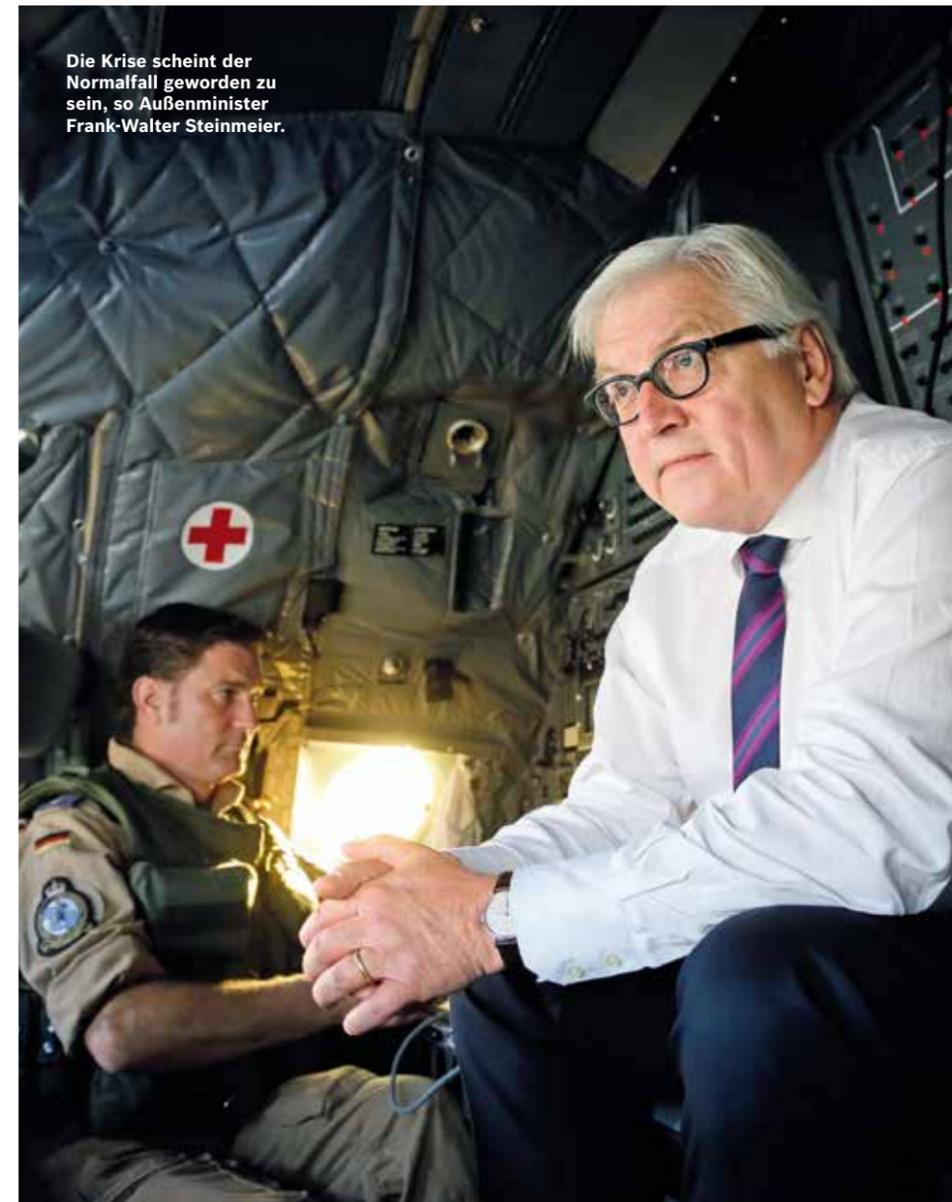
Auch vor diesem Hintergrund einer unruhigen Nachbarschaft übernimmt Deutschland international mehr Verantwortung. Das tun wir nicht aus Kraftmeierei, sondern weil viele es von uns erwarten. Wir sind ein zu großer und stabiler Akteur, um den Lauf der Dinge nur von der Seitenlinie zu kommentieren. Wir tun es, weil wir diese größere Verantwortung schlichtweg haben, auch in den Augen unserer internationalen Partner, und weil es in unserem eigenen Interesse liegt, ihr gerecht zu werden. Gerade Deutschland als wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich besonders eng mit der Welt vernetztes Land ist in hohem Maße auf eine funktionierende und friedfertige internationale Ordnung angewiesen.

Um diese Ordnung aktiv mitzugestalten, haben wir auch den Vorsitz der G7 (2015), der OSZE (2016) und der G20 (2017) übernommen und kandidieren erneut für den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen (2019/20). Wir übernehmen ganz konkret Verantwortung bei der Bewältigung akuter Krisen: In der Ukraine engagieren wir uns im so-

genannten Normandie-Format für eine Deeskalation und eine politische Beilegung des Konflikts. In Syrien setzen wir uns für Waffenruhen und die Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen Regime und Opposition ein, um das Leid der Bevölkerung zu lindern und diesem schrecklichen Krieg endlich ein Ende zu ermöglichen. Und in Mali versuchen wir unter dem Dach der UNO-Friedensmission, das Land zu stabilisieren und das innermalische Friedensabkommen umzusetzen.

Das sind alles schwierige, oft zähe und manchmal auch frustrierende Bemühungen. Diplomatie erfordert nun mal einen langen Atem. Aber sie erzielt eben auch immer wieder wichtige Erfolge. In den viele Jahre andauernden Verhandlungen um das iranische Nuklearprogramm ist es uns beispielsweise gelungen, gemeinsam mit unseren Partnern eine politische Lösung für einen erbitterten Konflikt zu finden, der die Welt mehrfach an den Rand einer militärischen Auseinandersetzung gebracht hat.

Und weil die heutigen Krisen und Konflikte so vielschichtig und komplex sind, müssen auch unsere Antworten



Die Krise scheint der Normalfall geworden zu sein, so Außenminister Frank-Walter Steinmeier.

Foto: Getty Images (1)

darauf entsprechend formuliert sein. Mit dem Review2014-Prozess im Auswärtigen Amt haben wir einerseits uns selbst besser aufgestellt, gerade mit der Bündelung und Stärkung unserer Instrumente in einer neuen Abteilung für Krisenprävention, Stabilisierung und Konfliktnachsorge – der »Abteilung S«, wie wir sie im Haus nennen. Wir haben aber auch der Zusammenarbeit mit unseren Partnern in der Zivilgesellschaft einen neuen Impuls gegeben. Denn bei der gesellschaftlichen Auseinanderset-

zung über Deutschlands Rolle und den Debatten über die zukünftige internationale Ordnung spielen gerade die international arbeitenden Stiftungen eine wichtige Rolle.

Ralf Dahrendorf, Staatsminister im Auswärtigen Amt zu Zeiten Willy Brandts, hat den Begriff der »zwischenstaatlichen Gesellschaftspolitik« geprägt. Heute sind gesellschaftliche Akteure fast eine Selbstverständlichkeit in der deutschen Außenpolitik geworden. Das gilt auch für die Umsetzung der

»
Gerade in dieser vernetzten und verwobenen Welt ist Außenpolitik ohne Zivilgesellschaft gar nicht mehr denkbar!
«

Agenda 2030, den »Welttransformativitätsvertrag«, der das Potenzial hat, ein zentraler Ordnungsrahmen für eine gerechtere, nachhaltigere und damit auch friedlichere Weltordnung zu werden und zu dem Deutschland viel beizutragen hat.

Kurzum: Gerade in dieser vernetzten und verwobenen Welt ist Außenpolitik ohne Zivilgesellschaft gar nicht mehr denkbar! Denn Friedensförderung, ob im Kleinen oder Großen, ist eben nicht die alleinige Aufgabe der Politik. Es kommt auf das Zusammenspiel und manchmal auch das Wechselspiel von politischen und gesellschaftlichen Akteuren an.

Um diesen Austausch und diese Zusammenarbeit zu fördern, haben wir einen strategischen Dialog zwischen dem Auswärtigen Amt und deutschen Stiftungen ins Leben gerufen. Die Robert Bosch Stiftung ist für die deutsche Außenpolitik ein wichtiger Partner. Verständigung, Versöhnung und Frieden zu fördern, ist für ihre Mitarbeiter nicht bloß hehres Ziel, sondern Kern ihrer täglichen Arbeit. Dies verbindet uns und muss uns Ansporn sein, uns weiter hartnäckig für friedliche Lösungen von Konflikten einzusetzen. Das wird auch in Zukunft alles andere als einfach sein. Viele werden auf die enormen Widerstände und Hindernisse verweisen. Andere die Sache für hoffnungslos erklären. Aber wer Willy Brandts Wort verstanden hat, der weiß: Der Frieden ist jede Anstrengung wert.

ZWISCHEN DEN WELTEN

Ihre Heimatländer stehen in einem offenen Konflikt miteinander. Viele Menschen sind dabei umgekommen oder wurden aus ihrer Heimat vertrieben. Bei einer Jugendbegegnung in Deutschland inszenieren Mascha aus Russland und Maria aus der Ukraine zusammen mit anderen jungen Menschen ein Theaterstück. Eine Annäherung in mehreren Akten.

von Kristin Oeing

Ein Mann hört im Schlaf Schüsse, Kanonendonner. Erschrocken wacht er auf, blickt sich um. Aber die Schüsse verhalten sich nicht. Der Krieg hat seine Heimat erreicht. Er flieht mit seiner Familie, doch die Grenze darf nur die Mutter passieren. Vater und Tochter bleiben zurück.

Das Schauspiel auf der Bühne ist für die Ukrainerin Maria Vladymyrova, 21, und die Russin Maria Barabash, 21, die alle Mascha nennen, keineswegs ein Drama aus einem weit entfernten Land. Der Krieg in der Ostukraine ist in den Lebenswelten der jungen Frauen angekommen. Er treibt Flüchtlinge in ihre Heimatstädte, entzweit ihre Familien, sorgt für Angst und Schrecken.

In Erfurt treffen die zwei Frauen bei einer deutsch-ukrainisch-russischen Jugendbegegnung des CGE Culture Goes Europe - Soziokulturelle Initiative Erfurt e.V. aufeinander. Gefördert wird die Begegnung im Programm »Meet Up!« von der Stiftung »Erin-

nerung, Verantwortung und Zukunft«, dem Auswärtigen Amt und der Robert Bosch Stiftung. Austauschprojekte wie diese sollen helfen, die Beziehungen zur Ukraine zu intensivieren und das Engagement junger Menschen für demokratische Grundwerte und Völkerverständigung zu stärken. Bisweilen sind auch russische Teilnehmer eingeladen, und so kommen wie hier in Erfurt Menschen zusammen, deren Heimatländer Krieg gegeneinander führen. So wie Mascha, eine lebhaft junge Frau, die in Russland Theaterregie studiert. Und die Ukrainerin Maria, eine Jurastudentin, die mit ihrem Laptop oft abseits der Gruppe sitzt. In sechs Tagen sollen sie gemeinsam ein Theaterstück erarbeiten. Das Thema: Verlorene Heimat.

»Ich liebe den Frieden«, sagt Mascha mit selbstbewusster Stimme. Die Studentin wohnt in der russischen Großstadt Krasnodar. »Viele Flüchtlinge sind hierher gezogen. Es ist sehr schwer für sie. Sie haben ihr Zuhause ▶

»
**Das fehlende
 Vertrauen
 nimmt ihnen
 die Sicherheit.**
 «

► verloren, ihre Heimat, ihr Land«.

Die Ukrainerin Maria kommt aus der Stadt Dnipro, nur 200 Kilometer von der umkämpften Stadt Donezk entfernt. »Mein ganzes Leben hat sich verändert. Früher wollte ich unbedingt im Ausland studieren, heute möchte ich in meiner Heimat bleiben.« Tränen treten ihr in die Augen. »Es ist eine schmerzvolle Zeit für alle Ukrainer«, sagt sie und klemmt sich eine dunkle Haarsträhne hinter das Ohr, »ich bin patriotischer geworden. Und wie mir geht es vielen.« In ihrer Heimatstadt leben derzeit etwa 75.000 Flüchtlinge aus den Konfliktgebieten. Die Situation ist angespannt. »Der Integrationsprozess ist sehr schwierig. Viele Ukrainer machen die Flüchtlinge für den Konflikt verantwortlich.« Erst hätten sie die Russen in ihr Land gelockt, nun würden sie vor ihnen fliehen. Diskussionen kochten schnell hoch, sagt Maria, auch an ihrer Universität komme es immer wieder zu hitzigen Auseinandersetzungen.

**MEDIEN TRAGEN
 MITSCHULD**

So erlebt es auch Mascha. Sogar innerhalb ihrer Familie sei der Ton rauer geworden. »Die Geschwister meiner Großmutter leben in der Ukraine. Sie verstehen unsere Position nicht und wir nicht die ihre. Das Verhältnis zu ihnen ist momentan sehr

schwierig.« Die Medien trügen daran eine Mitschuld, »die Informationen sind so unterschiedlich«. Das Vertrauen in die Medien habe sie daher längst verloren. So geht es auch Maria. »Bei uns gehören die Fernsehsender Oligarchen, das ist ein großes Problem.«

Dieses fehlende Vertrauen nimmt ihnen die Sicherheit, auch wenn es um die Probe des Theaterstücks geht. Mascha hat die Regie übernommen, drei Szenen soll das Stück nur haben. Ma-

ria ist das recht, sie steht zum ersten Mal auf der Bühne und ist froh, eine kleine Rolle zu haben. Über den Konflikt zwischen ihren Ländern sprechen sie weder während der Proben noch in den Pausen, und wenn es andere tun, schweigen sie. Zu groß ist die Angst vor Diskussionen, die im Streit enden. So auch, als eine Ukrainerin in der Gruppe erzählt, wie schwer es für sie geworden ist, in das Konfliktgebiet zu reisen. Mascha blickt interessiert, Maria nickt, sagen tun beide nichts.



Maria (l.) fällt es schwer, im Gespräch mit russischen Teilnehmern den Krieg in ihrer Heimat auszublenden.



»
**Über den Konflikt
 zwischen ihren
 Ländern sprechen
 sie nicht. Und wenn
 es andere tun,
 schweigen sie.**
 «



Das gemeinsame Kochen ist ein Eisbrecher zwischen schwierigen Nachbarn.

Wenn sie miteinander reden, sprechen sie Russisch, die Sprache, die sie eint. Es sind kurze Fragen und Absprachen zum Theaterstück, ein richtiges Gespräch entsteht nicht.

Das ändert sich erst am dritten Tag. Ein interkultureller Abend mit traditionellen Gerichten und Musik steht an. Beide Frauen melden sich freiwillig für den Dienst in der Küche. Maria kocht Borschtsch, einen deftigen ukrainischen Eintopf mit Kraut und Fleisch. »Alle kennen immer nur die russische Variante davon«, sagt Maria, »das will ich ändern.« Mascha pult derweil Eier für den Salat Olivier, ein typisch russisches Neujahrsgemüse. Die jungen Frauen unterhalten sich lautstark. »Darf ich deinen Eintopf probieren?«, fragt Mascha. Maria nickt und schiebt ihr vorsichtig einen Löffel in den Mund. Beide lachen.

An anderer Stelle zeigt sich umso deutlicher, welche unterschiedlichen Prägungen Russen und Ukrainer mitbringen: Als in der Erfurter Altstadt ein Travestiekünstler auftritt, kommt es in der Gruppe zu Diskussionen.

Vertrauen schaffen

»Für uns Ukrainer ist es völlig okay, wenn Menschen wie sie auf der Straße sind, aber die Russische Föderation denkt da anders«, sagt Maria. Einige hätten sich über den Anblick empört, vor allem, weil viele Kinder auf der Straße waren. »Da sieht man, wie die Staatspolitik in den Köpfen der Menschen wirkt. Plötzlich sind Traditionen wichtiger als Menschenrechte.«

**POLITIK WIRKT IN
 DEN KÖPFEN**

Die Russin Mascha wiederum sieht im Nachbarland Defizite. »Ich war schon oft dort und mag es sehr.« Doch was den Ukrainern fehle, sei ein starker Präsident, »sie fühlen keine große, starke Hand über sich wie wir. Putin ist für uns wie ein Vater, er tut alles für unser Land.«

Drei Tage später steht der große Auftritt an. Mascha ist aufgeregt, schiebt Maria auf der Bühne hin und her. Sie reden jetzt viel mehr miteinander, necken sich auch mal. »Ich werde alle sehr vermissen. Wir sind wie eine Familie«, sagt Mascha, »ich dachte nicht, dass sich die Nationen so gut mischen würden.« Der Konflikt zwischen ihren Ländern sei eigentlich kein Thema gewesen.

Für Maria hingegen war der Krieg präsent. Es waren kleine Kommentare, die nicht ungehört blieben. »Einige russische Teilnehmer haben Dinge über den Maidan gesagt, die mir sehr wehgetan haben. Sie wiederholen einfach nur, was sie im russischen Fernsehen hören.« Als jemand fragt, was Russland und die Ukraine gemeinsam haben, ist Marias erster Gedanke, »die Krim«. Ausgesprochen hat sie ihn nicht, sie wollte nicht unhöflich sein. Trotz allem sei der Aus-

tausch für sie eine tolle Erfahrung gewesen. »Ich wollte erleben, wie Menschen, die weder Politiker noch angehende Anwälte sind, politische Diskussionen führen«, sagt Maria, »das konnte ich hier, und es hat mich sehr beeindruckt.« Eine neue Freundin hat sie auch gefunden. Maschas Name fällt nicht.



Kristin Oeing bekam eine Gänsehaut, als die Teilnehmer ein russisches Lied im Chor anstimmten. Es klang melancholisch und kämpferisch zugleich – ein patriotisches Lied, da war sie sich sicher. Weit gefehlt: Es ging um ein fliegendes Schwein.

JUGENDAUSTAUSCH

**ZAHLEN
 UND FAKTEN**

3.000

Jugendliche aus Deutschland und der Ukraine haben bisher an 100 Meet Up!-Projekten teilgenommen – viele richteten sich auch an junge Russen.

140.000

junge Menschen aus Deutschland und Russland hat die Stiftung Deutsch-Russischer Jugendaustausch (SDRJA) seit 2006 ins jeweils andere Land gebracht.

600

deutsch-russische Begegnungen vermittelt die von der Robert Bosch Stiftung mitgegründete SDRJA jedes Jahr.

UKRAINE IN UNFRIEDEN

Der Konflikt im Osten des Landes droht international in Vergessenheit zu geraten. Dabei brauchen die Menschen jetzt die Aufmerksamkeit des Westens, um zu einem friedlichen Zusammenleben zurückzufinden. Eine Weiterbildung für deutsche Vertreter aus Politik, Medien, Wirtschaft und Gesellschaft hilft, Kontakte ins Land zu knüpfen.

von Julia Rommel

Der Weg zu Emine Dzheppar führt vorbei am sozialistischen Erbe der Ukraine.

Durch eine marmorverkleidete Eingangshalle, an uniformierten Sicherheitskontrollen vorbei, eine Wendeltreppe hinauf und kafkaeske Flure entlang, an den Wänden Gemälde wogender Kornfelder. Ein Vorzimmer, dann steht Sarah Reinke in einem schmucklosen Raum. Drei Schreibtische, zwei junge Assistentinnen und hinten am Fenster Emine Dzheppar, stellvertretende Informationsministerin der Ukraine und Krimtatarin, seit der Annexion der Krim unfreiwillig getrennt von einem Großteil ihrer Familie auf der Halbinsel.

Sarah Reinke leitet das Berliner Büro der Menschenrechtsorganisation »Gesellschaft für bedrohte Völker«. Gemeinsam mit 15 anderen Teilnehmern der berufsbe-

gleitenden Weiterbildung »Ukraine Calling« von Robert Bosch Stiftung und Europa-Universität Viadrina ist sie nach Kiew gereist, um ihr Wissen über die Ukraine zu vertiefen und ihr Projekt voranzutreiben. Sie will eine »Gesellschaft für bedrohte Völker« in der Ukraine aufbauen, um die Situation der Minderheiten zu verbessern. »Das Land darf nicht nach ethnischen Gruppen aufgeteilt, die Menschen nicht gegeneinander ausgespielt werden«, sagt Reinke. »Das ist aber genau das, was Russland gerade tut.«

Es gibt süßen schwarzen Tee, dann tasten sich Sarah Reinke und Emine Dzheppar vor. Ob Emine vielleicht nach Deutschland kommen würde, um dort mit Politikern über die Situation der Krimtataren auf der annektierten Halbinsel zu sprechen? Ob Sarah eine Möglichkeit sieht, Frauen inhaftierter Krimtataren zu unterstützen, die von

3 PHASEN

WEITERBILDUNG UKRAINE CALLING

1

Wissen erwerben und Erfahrungen austauschen:

in Kompaktseminaren zu Geschichte, Sprache, Politik und Medien.

2

Dialog und Vernetzung vor Ort:

mit Akteuren aus Politik, Medien, Zivilgesellschaft und Wirtschaft – u. a., um Ansprechpartner für gemeinsame Projekte in der Ukraine zu identifizieren.

3

Kooperation und Umsetzung der Projekte:

begleitet von Experten aus dem transnationalen Projektmanagement.

Russland als Extremisten eingestuft und als politische Gefangene eingesperrt wurden? Zum Abschied umarmt Emine den deutschen Gast und Sarah Reinke muss sich beeilen, um rechtzeitig zur Podiumsdiskussion in der deutschen Botschaft zu kommen.

Dass im Osten dieses Landes ein nur mühsam durch Waffenstillstand eingedämmter Krieg herrscht, sieht man in der Hauptstadt an wenigen Stellen. Auf dem zentralen Platz Maidan, dort, wo zwischen Einkaufsströmen und Jugendlichen mit Ghettoblasen vergilbte Fotos, Kreuze, Schärpen, Briefe und Sprüche zu Gedenkstätten für die Opfer der Revolution aufgetürmt sind. Am Flughafen, wo meterhohe Porträtfotos von Soldaten die »Helden der Ukraine« ehren, viel Mut und Stolz in den Augen, ein wenig Staub und Ruß im Gesicht. Auf den Friedhöfen, auf denen es viele Gräber von zu jung gestorbenen Männern gibt.



Auf dem zentralen Platz Kiews, dem Maidan: die Teilnehmer von »Ukraine Calling«.

Vor allem herrscht in der Ukraine Krieg um die Deutung der eigenen Vergangenheit. Beim Versuch, ein neues Land aufzubauen, setzt die Regierung auf »Entkommunisierung«: Das Erbe der Sowjetzeit wird getilgt, kommunistische Symbole verboten, Statuen sowjetischer Helden im öffentlichen Raum abgebrochen, das Bild Russlands als unberechenbarer Aggressor aufgebaut. Es sind die üblichen Mechanismen der Propaganda.

Doch der Krieg verhindert auch, dass die ukrainische Regierung die Probleme des Landes angeht: die weitverbreitete Korruption, die Kontinuität der alten Eliten in Politik und Verwaltung, die kleine Zahl kritischer Medien, das geringe Wirtschaftswachstum, die Schwäche des Rechtsstaats.



Vor allem herrscht in der Ukraine Krieg um die Deutung der eigenen Vergangenheit.



Seit vielen Jahren schon beschäftigt sich Sarah Reinke mit der Situation der rund 300.000 Krimtataren in der Ukraine, hat deren Rückkehr aus dem Exil nach dem Ende der Sowjetunion verfolgt und den Widerstand gegen die russische Besetzung der Krim. Dieser Widerstand

hat viele Krimtataren auf der Halbinsel in russische Gefängnisse gebracht. Rund 10.000 sind ins Kernland der Ukraine geflohen, der Zugang zur Heimat abgeschnitten wie bei Emine Dzheppar. Dass eine Krimtatarin nun seit Kurzem als stellvertretende Informationsministerin im Ministerkabinett sitzt, ist ein Signal. Doch für eine Bevölkerungsgruppe in der Minderheit ist es wichtig, ihren Schutz und ihre Rechte gesetzlich festzuschreiben: »Der Zustand einer Demokratie lässt sich an ihrem Umgang mit Minderheiten ablesen«, so Reinke.

Auch wenn die Menschenrechtlerin das Land schon lange beobachtet, ist die Reise für ihre Arbeit wertvoll. Da ist der Abgleich zwischen dem angelesenen Wissen und der Wirk-

lichkeit, da sind die direkten Kontakte und die Zeit, sich auf ein Thema zu konzentrieren, ohne dass das Telefon klingelt. »Und«, so Reinke, »ich verstehe jetzt vieles an der Ukraine viel besser.« Zum Beispiel, dass das weitverbreitete Bild von der Ukraine als geteiltem Land so nicht stimmt. Zwar gibt es eine eher nach Russland orientierte Bevölkerung. »Doch der Bruch verläuft nicht entlang sprachlicher oder ethnischer Linien«, sagt Reinke. »Die Ukraine ist eine hybride Gesellschaft. Manche schauen Richtung Moskau, andere gleichen ihren Lebensstil an Europa an.« Eben dieses Wissen um die Verfasstheit des Landes ist wichtig für Reinke beim Aufbau einer Menschenrechtsorganisation. Das Fundament dazu hat »Ukraine Calling« geliefert.

GOERDELER-KOLLEG

IN DER VERANTWORTUNG

Gute Regierungsführung, eine niedrige Korruptionsrate und freier Informationsaustausch kennzeichnen eine friedliche Gesellschaft. In vielen Ländern sind sie alles anderes als selbstverständlich. Grundsätze des verantwortungsvollen Handelns in Verwaltung, NGOs und Wirtschaft vermittelt das Carl Friedrich Goerdeler-Kolleg – zum Beispiel an Irine aus Georgien und Maxim aus Moldau.

von Lena Schnabl



Chikhladze will die Korruption in Georgien eindämmen.

Sie kämpft in ihrer Heimat gegen monopolistische Strukturen: Irine Chikhladze, 27, Beraterin in der 2014 gegründeten unabhängigen Wettbewerbsagentur Georgiens. Zuletzt prüfte die Juristin drei Monate lang den georgischen Ölmarkt – und saß dafür fast rund um die Uhr am Schreibtisch. Am Ende wurden zehn Unternehmen mit Bußgeldern bestraft. »Wenn wir Fehler machen«, sagt sie, »kann vor Gericht alles ruiniert sein.«

Chikhladze steht für die neue Elite des Landes. Ihr Abitur machte sie ein Jahr nach der Rosenrevolution im Jahr 2003, die sich gegen Clanwirtschaft und Korruption wandte. »Wir mussten das Land neu aufbauen«, sagt sie. Tausende Polizisten und Verwaltungsangestellte wurden entlassen, das Bildungssystem reformiert. Chikhladze studierte an einer der besten Universitäten Georgiens, machte einen Masterabschluss an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, absolvierte Praktika im Deutschen Bundestag und am Obersten Gerichtshof Georgiens. Nun will sie ihre Mitbürger darüber informieren, wie die georgische Wettbewerbsagentur funk-

tioniert und wie man Beschwerde über Korruption und Bestechung einreichen kann. Dabei hilft ihr das Carl Friedrich Goerdeler-Kolleg für Good Governance von Robert Bosch Stiftung und Deutscher Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V. Ein Jahr lang bekommt sie einen Coach zur Seite und besucht Seminare über gutes Verwaltungshandeln und Projektmanagement. Die Besonderheit des Kollegs: Die Teilnehmer sammeln nicht nur theoretisches Wissen über politische Zusammenhänge und internationale Zusammenarbeit, sondern setzen auch jeder ein eigenes Projekt um.

Mit Chikhladze starteten im August rund zwanzig junge Führungskräfte aus Armenien, Aserbaidshan, Belarus, Georgien, Moldau, Russland, der Türkei und der Ukraine – parallel zum Abschlussseminar des vorherigen Jahrgangs, der in Mittenwalde bei Berlin seine Projekte vorstellte. Wie die anderen Neulinge wanderte Chikhladze auf der Projektmesse neugierig von Stand zu Stand. Bei Maxim Pijevskii blieb sie hängen. Pijevskii, 35 Jahre alt und Mitarbeiter der moldauischen Umweltorganisation EcoVisio, ist ein Entertainer, dem die Neuen gerne zuhören. Früher koor-

Gründete eine Nachhaltigkeitsplattform in Moldau: Maxim Pijevskii.

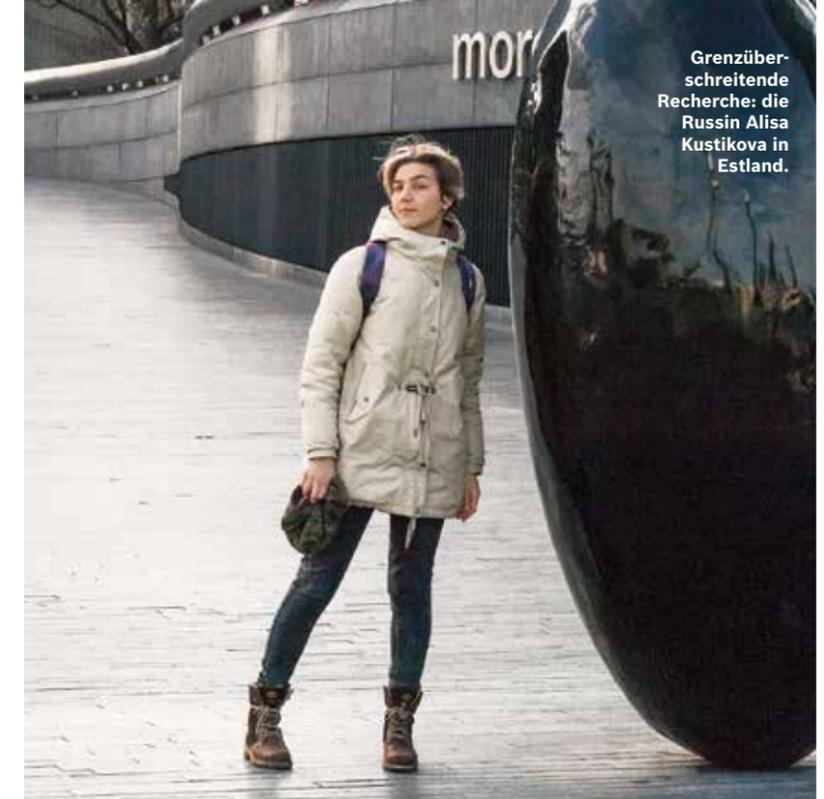


»MAN FINDET SCHNELL EINE GEMEINSAME SPRACHE.«

dinierte er Projekte für die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit. Unterhaltsam schildert er, wie aus seiner vagen Idee, die aktive Beteiligung der Zivilgesellschaft zu fördern, ein konkretes Projekt wurde. Er entwickelte die Idee einer Online-Plattform, über die sich Initiatoren nachhaltiger Projekte miteinander vernetzen können. »Selbst in einem so kleinen Gebiet wie der Republik Moldau weiß nicht jeder, was der andere macht.« Als er vor einem Jahr zum ersten Treffen der Goerdeler-Kollegiaten fuhr, spürte er sofort die Energie der anderen: »Man findet schnell eine gemeinsame Sprache.« Durch seinen Coach lernte er, Schritt für Schritt zu denken, sich Ziele zu setzen, die er auch erreichen kann. Er richtete eine Arbeitsgruppe ein, fand einen Programmierer und stellte eine Beta-Version der Website online. Heute präsentiert er stolz seine Netzwerkplattform. Ohne seinen Mentor, sagt er, hätte er vielleicht auch mal den roten Faden verloren.

Für Irine Chikhladze geht es jetzt erst los. Besonders freut sie sich auf die Kontakte zu anderen jungen Reformern. »Hier baue ich ein Netzwerk für die Zukunft«, sagt sie.

Fotos: Stephan Röhl (2), Alisa Kustikova (1)



Grenzüberschreitende Recherche: die Russin Alisa Kustikova in Estland.

PERSPEKTIV

»DIE MENSCHEN SUCHEN NACH LÖSUNGEN«

Perspektivy fördert grenzüberschreitenden Journalismus in Russland, Osteuropa und Zentralasien und stellt so alte Feindschaften infrage.

Es gibt kaum Texte und Materialien, die sich mit den Beziehungen unserer Länder auseinandersetzen«, sagt Alisa Kustikova. »Das hat mich erstaunt.« Gemeint sind Estland, die russische Exklave Kaliningrad und Russland – verbunden in einer komplizierten Nachbarschaft. Doch davon haben sich drei junge Journalistinnen nicht abhalten lassen: Mit Kolleginnen aus Tallinn und Kaliningrad hat die Russin Kustikova über Monate hinweg zwei Generationen russischer Einwanderer in Estland, Lettland und Litauen interviewt und begleitet. Das Programm »Perspektivy« ist ausgelegt auf die Unterstützung grenzüberschreitender Recherchen russischsprachiger Journalistenteams aus Osteuropa, Russland und Zentralasien. Schließlich ist angesichts einer immer komplexer werdenden Konflikt- und Faktenlage eine differenzierte und ausgewogene Berichterstattung wichtiger denn je. So entstanden unter anderem Geschichten über Menschen, die an der Grenze zwischen Russland und Kasachstan leben oder über Flüchtlinge aus dem Donbass. Nebenprodukt der Recherche: Sowohl die Journalisten als auch ihre Protagonisten setzen sich mit der Frage auseinander, wie ein friedliches Zusammenleben gelingen kann. Auch Kustikovas Projekt »New Wave« hat einiges bewegt: Im Gespräch mit Einwanderern aus der Zeit der Sowjetunion und aktuellen Flüchtlingen erlebte sie eine starke Polarisierung zwischen beiden Gruppen: »Die einen sind sehr nostalgisch, was die Sowjetunion betrifft, die anderen das Gegenteil.« Und gleichzeitig gibt es eine große Sehnsucht danach, die Differenzen zu überbrücken: »Die Menschen sind offen für einander, sie suchen nach Lösungen.« Durch Recherchen wie diese kommen sie miteinander ins Gespräch.

BELGRADE SECURITY FORUM

»HIER STEHEN SICH IDEEN GEGENÜBER, NICHT MENSCHEN«

Das »Belgrade Security Forum« (BSF) bringt seit sechs Jahren Experten und Persönlichkeiten aus Politik und Wissenschaft weltweit zusammen – und dabei oft Menschen an einen Tisch, die eigentlich nicht miteinander reden. Das ist ein Verdienst von Sonja Licht, Organisatorin des BSF und ehemalige Richard von Weizsäcker Fellow der Robert Bosch Academy.

von Alexandra Wolters



Gewinnendes Engagement: Sonja Licht erhielt mehrere Friedens- und Menschenrechtsauszeichnungen.

Frau Licht, warum ist es gerade auf dem Balkan so wichtig, Menschen verschiedener Seiten wie oppositionelle Politiker, ehemalige Kriegsgegner oder nationalistische Widersacher zusammenzubringen?

Sonja Licht: Auf dem Balkan ist der Bedarf an Dialog nach wie vor groß. Mit dem Belgrade Security Forum haben wir 2011 eine Möglichkeit geschaffen sich auszutauschen, sowohl innerhalb der Region als auch mit der ganzen Welt und insbesondere mit Europa. Uns war es wichtig, die Debatte über brennende Fragen der internationalen Politik und Sicherheit zu uns nach Serbien zu holen – und dabei auch Gegner an einen Tisch zu bringen. Beim BSF stehen sich Ideen gegenüber, nicht Menschen. Das ist ein Unterschied. Bei unserem Forum ist jeder willkommen und wird gleichermaßen respektiert – wenn er bereit ist, die Welt zu einem besseren Ort für uns alle zu machen. Unsere Teilnehmer nehmen diese Erwartungen sehr ernst, daher kommt es – auch zwischen Gegnern – zu einem guten Austausch mit ganz unterschiedlichen Inhalten, ohne dass Emotionen hochkochen und die Vernunft beherrschen.

Einer unserer wichtigsten Erfolge ist die Initiierung eines kontinuierlichen Dialogs zwischen verschiedenen Akteu-

ren über die Beziehungen zwischen Kosovo und Serbien. Das BSF hat zum Status des Kosovo nie Partei ergriffen, wir stempeln Leute und ihre Meinung niemals ab. Im Gegenteil: Wir fordern Respekt für alle Seiten und Argumente.

In den vergangenen fünf Jahren sind viele außergewöhnliche und engagierte Persönlichkeiten weltweit aus Politik, Wissenschaft, aus Expertenrunden, der Zivilgesellschaft und den Medien der Einladung des BSF nach Belgrad gefolgt. Darauf sind wir sehr stolz. Viele von ihnen kommen immer wieder zum Forum, begleitet von ganz unterschiedlichen Gruppen, die sich nicht nur als aufmerksame Zuhörer präsentieren, sondern ebenfalls an den lebhaften und zum Nachdenken anregenden Diskussionen teilnehmen. Inzwischen ist das BSF für viele Menschen ein richtiges intellektuelles und politisches Fest.

Wie gewinnen Sie Menschen mit ganz unterschiedlichen Einstellungen für eine offene Diskussion?

Licht: Der Belgrade Fund for Political Excellence wie auch unsere Partner, die Europäische Bewegung in Serbien und das Belgrade Centre for Security Policy, organisieren und unterstützen viele verschiedene Veranstaltungen auf politischer Ebene. Als rein zivilgesellschaft-

liche Organisationen genießen wir ein hohes Vertrauen. Und wir sind erfahren darin, Leute mit gegensätzlichen Ideen und politischen Einstellungen an einen Tisch zu bringen. Unsere vielen jungen Mitarbeiter und freiwilligen Helfer spielen eine entscheidende Rolle dabei, eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen. Aus meiner Erfahrung neigen Menschen dazu, toleranter und sogar einfühlsamer zu werden, wenn sie sich wohlfühlen. Und wenn sie das Gefühl haben, in einer produktiven, bereichernden Atmosphäre zu arbeiten, in der sie Ideen teilen und gemeinsam nach Lösungen suchen können.

Weshalb war es so wichtig, ein eigenes Sicherheitsforum für den Balkan zu gründen – auch für Europa?

Licht: Bedauerlicherweise hat der Balkan aus geopolitischer Sicht wieder an Bedeutung gewonnen. Auch ist er immer noch eine empfindliche, unsichere Region in Europa. Vor gerade einmal zwanzig Jahren herrschte hier noch Krieg als Folge der gewaltsamen Zerschlagung Jugoslawiens. Deshalb muss über die Zukunft des Balkans geredet werden – das BSF fungiert dabei als lokale Plattform für eine offene Debatte.

Die Balkanstaaten sind sowohl geografisch, historisch als auch kulturell ein Teil Europas, ohne sie ist das Konst-

rukt der Europäischen Union nicht vollständig. Als direkte Nachbarn der EU im Südosten Europas ist ihre demokratische Entwicklung Stabilität und Sicherheit für den gesamten Kontinent. Deshalb sind alle ernsthaft geführten Debatten darüber, wie der Balkan und Europa sich weiter annähern können, ein wesentlicher Beitrag für die Stabilität und den Frieden in ganz Europa – der Balkan inklusive.

Das erste BSF thematisierte, was die Region eint und was sie vom Rest der Welt und Europa trennt. Worüber wird in der sechsten Ausgabe des Forums diskutiert?

Licht: In diesem Jahr ist das übergeordnete Thema die Zukunft der Demokratie in Zeiten des globalen Wandels. Wir werden über Migration und die Veränderungen der europäischen Sicherheitslage diskutieren, über Radikalisierungstendenzen und politischen Extremismus und über die Rolle von Institutionen und Bürgern bei den Veränderungen der Länder und Gesellschaften auf dem Balkan. Und zum allerersten Mal widmen wir auch China einen Programmpunkt.

Warum sind das Belgrader Sicherheitsforum und der Austausch zwischen seinen Teilnehmern gerade heute so wichtig?

Licht: Die Komplexität der Probleme in Europa verlangt einen beträchtlichen Einsatz aller Akteure. Die Balkanstaaten haben sich als verantwortungsvolle Partner erwiesen, als 2015 unzählige Flüchtlinge und Zuwanderer über die »Balkanroute« strömten. In dieser schwierigen Zeit wurde deutlich, wie nah der Balkan am Zentrum Europas liegt. Ich bin zuversichtlich, dass das BSF wieder einmal zeigen wird, dass die Balkanstaaten ihren rechtmäßigen Platz am Tisch aller Akteure verdienen – als wertvoller Beitrag für unsere gemeinsame europäische Zukunft.

»DER BALKAN IST EINE EMPFINDLICHE REGION.«

Foto: Tobias Bohm (1)

TRILATERALER DIALOG

GRUNDSTEIN FÜR VERSTÄNDIGUNG

Konferenz mit Abgeordneten aus den USA, Russland und Deutschland.

Auch in Phasen angespannter Beziehungen sucht die Robert Bosch Stiftung den Dialog mit Russland und engagiert sich als »honest broker« – als ehrlicher Vermittler. Auf Initiative des Aspen Institute Deutschland e.V. brachte sie im Mai 2016 rund 25 deutsche, amerikanische und russische Abgeordnete auf der viertägigen Konferenz »Trilateral Dialogue« zusammen. Zusätzlich eingeladen waren Wissenschaftler und Experten der transatlantischen Beziehungen und Außenpolitik. Ziel war es, den Parlamentariern einen geeigneten Rahmen für einen vertrauensvollen und überparteilichen Austausch zu bieten und den politischen Dialog zwischen den drei Ländern wiederzubeleben. Die Rückmeldungen nach der Konferenz zeigten, dass das gelungen ist: Viele Teilnehmer regten eine Fortsetzung an.

LÖCHRIGE ERINNERUNG

Die Aufarbeitung der Jugoslawienkriege steht noch am Anfang. Fragen nach Schuld und Verantwortung sind unbeantwortet, Haltungen festgefahren. Teilnehmer einer Studienreise nach Serbien suchen Antworten – und eine gemeinsame Erinnerung.

von Alexandra Wolters

Der Bosnier Mirsad Duratovic gilt in seinem Heimatdorf Prijedor als Kämpfer und Diplomat zugleich – und wird bewundert. »Wenn du es mit deinem Schicksal schaffst, mit Serben zu reden und sie

Freunde zu nennen, dann schaffen wir das auch«, bekommt er oft zu hören. 47 Familienmitglieder hat Duratovic während der Jugoslawienkriege in den 1990ern verloren, alle wurden als Zivilisten von Serben ermordet. Heute reist der 41-Jährige durch das Land seiner ehemaligen Feinde – zusammen mit anderen Mitgliedern des Memory Lab, eines europäischen Netzwerks aus Erinnerungsarbeitern, zu dem Duratovic seit der Gründung 2010 gehört. Das Netzwerk hat ihm seine Haltung zum Jugoslawienkrieg erst ermöglicht: »Hier habe ich Serben kennengelernt, die mir die Hand gereicht haben.« Auf ihrer diesjährigen Reise sind die Netzwerker auf der Suche nach Antworten: Wie können die Bürger des ehemaligen Jugoslawiens miteinander auskommen? Wie können sie gemeinsam ihrer Vergangenheit gedenken?

An diesem grauen Oktobertag steht die Reisegruppe im strömenden Regen vor dem Generalstabsgebäude in Belgrad, 1999 durch das Nato-Bombardement zerstört und

als asbestverseucht verschrien. Doch die Menschen, die sich vor der Ruine zusammendrängen, scheinen sich weder an der Asbeststrahlung noch am prasselnden Regen zu stören. Soweit es ihre Schirme erlauben, stecken sie die Köpfe zusammen und diskutieren lebhaft.

Alma Masic, Direktorin der »Youth Initiative for Human Rights« in Bosnien und Herzegowina und Mitinitiatorin der Memory-Lab-Tour, erzählt, wie die serbische Regierung die Menschen während des Krieges mithilfe der Medien manipulierte. Den Zeitungen, Radio- und Fernsehsendern war eine Berichterstattung über Anti-Kriegs-Demonstrationen untersagt. Bis heute wird darüber kaum geredet, nirgendwo ist eine Gedenktafel zu finden – oder überhaupt irgendein Zeichen der Erinnerung an die Jugoslawienkriege. »Das ist in ganz Serbien so. Über diese Zeit wird hier nicht viel gesprochen«, sagt Masic und macht eine resignierende Handbewegung. Gedenkstätten duldet die serbische Regierung bislang nur für Opfer des Nato-Bombardements: Banner mit Soldaten-Fotos, Denkmäler oder zerstörte Gebäude, die bewusst als Ruinen erhalten bleiben. An ihnen leuchten frische Anti-Nato-Graffitis. Wie viele Memory-Lab-Teilnehmer aus ▶



► den ehemaligen Jugoslawienstaaten kämpft Alma Masic für ein Gedenken an alle Kriegsoffer, egal welcher Nationalität oder Religion. »Aber noch beherrschen Vorurteile die Haltungen. Für die einen sind die Serben an allem schuld – für die anderen an gar nichts. Gefühlt leben wir immer noch den Konflikt. Unsere Vergangenheit ist unsere Gegenwart.«

Manchem Teilnehmer wird durch die Reise erst wieder bewusst, wie kurz die Konflikte zurückliegen. »Ich hatte fast vergessen, wie frisch das alles ist und an welchem Punkt der Aufarbeitung die Menschen hier erst stehen«, sagt Stefan Jost, der am Max-Mannheimer-Studienzentrum in Dachau mit internationalen Jugendgruppen arbeitet. Als die Netzwerker am nächsten Tag Novi Sad im Norden Serbiens besuchen, kommt der Deutsche mit einem Kollegen aus Mazedonien ins Gespräch. Während die beiden am Ufer der Donau auf Gedenktafeln für Opfer des Zweiten Weltkrieges schauen, verabreden sie ein gemeinsames Jugendprogramm in Dachau. Das Netzwerk Memory Lab funktioniert: Viele Partnerschaften und fast fünfzig Nachfolge-Initiativen sind so entstanden.

Wenige Schritte weiter versammeln sich die Teilnehmer vor der Skulptur einer vierköpfigen Familie aus schwarz-grauem Metall. Sie erinnert an ein Massaker im Januar 1942, bei dem ungarische Faschisten Serben, Juden und Roma brutal töteten und in den Fluss warfen. Auch dieser Krieg und seine Verbrechen stehen im Fokus der Erinnerungsarbeit dieser Reise. Mirsad Duratovic macht Fotos. In seiner bosnischen Heimat warten viele Freunde und Bekannte auf seine Nachrichten. »Was hast du in Serbien erfahren, wen hast du getroffen, wer kann uns unterstützen? Solche Fragen bewegen uns«, erklärt Duratovic. Er ist Vorsitzender des Vereins »Prijedor 92«, der sich für ein Gedenken an alle Opfer einsetzt. Das sei allerdings schwierig, solange die Politiker den Nationalismus in der Region schürten.

ALS SCHUTZSCHILD MISSBRAUCHT

Am Abend sitzt Duratovic kerzengerade auf einem Barhocker in einem Kulturzentrum am Rande der Altstadt von Novi Sad. Die Teilnehmer diskutieren über ihre Erlebnisse. Als eine junge Ser-

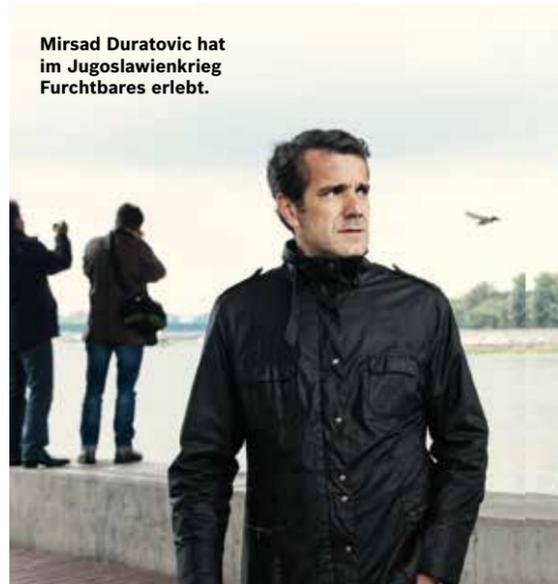


In Serbien wurde Alexandra Wolters bewusst: Nur wer bereit ist, anderen zuzuhören und Empathie zu zeigen, kann Frieden finden.

bin von ihren Interviews mit serbischen Flüchtlingen erzählt, horcht der 41-Jährige auf. Dass viele Serben gegen ihren Willen an die Front und oftmals in den Tod geschickt wurden, wusste er nicht. Die Diskussion wird emotionaler, viele Teilnehmer vom Westbalkan haben in den Jugoslawienkriegen schreckliche Dinge erlebt. Wenn sie jetzt hier zwischen Bar und Bühne davon erzählen, reden sie nicht länger Englisch, sondern Serbisch, Kroatisch oder Bosnisch. Selbst wer die Sprache nicht versteht, sieht feuchte Augen und wissendes Kopfnicken – und spürt das Leid, das die Menschen erfahren haben.

Auch Mirsad Duratovic erzählt von seinem Schicksal: 1992 wurde er als 17-Jähriger von serbischen Soldaten als lebender Schutzschild an der Front missbraucht und in serbische Konzentrationslager gesteckt. Sein jüngerer Bruder wurde hingerichtet, er selbst konnte nach Deutschland fliehen. Nach Kriegsende baute Duratovic sein Heimatdorf wieder auf, half bei der Suche nach Massengräbern und beerdigte Hunderte seiner Landsleute auf Friedhöfen. In Prijedor will er nun ein Mahnmal für die im Krieg getöteten Kinder errichten. Bislang ist die Stadtregierung dagegen. Das Denkmal könnte unangenehme Fragen nach der Beteiligung der hier lebenden Serben aufwerfen. Aber das gehört zur Aufarbeitung der Konflikte und zu einer nachhaltigen Versöhnung dazu, findet Duratovic. Es ist die Grundlage, einander die Hand zu reichen.

Hier habe ich Serben kennengelernt, die mir die Hand gereicht haben.



Mirsad Duratovic hat im Jugoslawienkrieg Furchtbares erlebt.



Gedenken an die Opfer des Zweiten Weltkriegs.



Gefühlt leben wir immer noch den Konflikt. Unsere Vergangenheit ist unsere Gegenwart.



Alma Masic (ganz links) mit Kollegen auf Spurensuche in Belgrad.



PROGRAMM

MEMORY LAB

Das Memory Lab ist ein von der Robert Bosch Stiftung unterstütztes Netzwerk für Akteure aus West- und Mitteleuropa sowie dem westlichen Balkan, die sich mit den Themen Erinnerungsarbeit, Völkerverständigung und Versöhnung beschäftigen. Seit 2010 kommen einmal im Jahr etwa 40 Netzwerker auf einer Studienreise zusammen, um Erinnerungsorte in wechselnden Ländern zu erkunden, sich über die Aufarbeitungsprozesse in anderen Regionen auszutauschen, Inspirationen für die eigene Arbeit zu sammeln und gemeinsam Projekte zu entwickeln. Unter den Teilnehmern sind Vertreter von NGOs, Gedenkstätten, Museen und Forschungseinrichtungen.

Fotos: Marko Risovic (5)



Nach dem Auftritt vor kongolesischen Flüchtlingen (l.) gratuliert Regisseur Michael Lessac den kambodschanischen Künstlern (u.).



An Konflikte erinnern

»
Wenn eine Gesellschaft zu Kriegsverbrechen schweigt, ist die Aufarbeitung schwierig.
«

LEID KREATIV TEILEN UND VERARBEITEN

Im Projekt »See You Yesterday« führen junge Akrobatikünstler aus Kambodscha ein Stück über die Roten Khmer auf – in einem Flüchtlingscamp in Ruanda. Ziel ist der Austausch über den Genozid an ihren Völkern.

von Alexandra Wolters

Dunkle Holzplatten knallen auf den staubigen Fußballplatz im Flüchtlingscamp im Süden Ruandas. Hinter der aufwirbelnden Sandwolke kommt eine Schar Kinder angerannt, neugierig drehen sie ihre Köpfe und zeigen aufgeregt auf das, was da auf der freien Fläche zwischen Bäu-

men, Zelten und Wellblechhütten aufgebaut wird: eine große Bühne mit Metallgerüsten und Lautsprecherboxen. In wenigen Stunden werden hier junge Artisten aus Kambodscha auftreten, um ein Stück über den Genozid in ihrer Heimat durch die Roten Khmer aufzuführen. Ihr Publikum: die Bewohner des Flüchtlingscamps Kigeme,

in dem seit 2012 fast 19.000 Menschen leben, die vor den Aufständen der »Bewegung 23. März« aus dem Kongo nach Ruanda geflohen sind.

Hier kommen ganz unterschiedliche Völker zusammen, die in der Vergangenheit Schreckliches erlebt haben. Das eint und hilft: Beide Seiten erfahren etwas über Konflikte und Leid im

anderen Land. Gleichzeitig werden sie angeregt, über ihre eigene gewaltsame Vergangenheit nachzudenken. Die Robert Bosch Stiftung fördert das Projekt aus der Überzeugung heraus, dass nur durch die Auseinandersetzung mit der gewaltsamen Vergangenheit stabiler Frieden entstehen kann. Doch oft werden Kriegsverbrechen

Fotos: Global Arts Corps (2)

REGISSEUR

MICHAEL LESSAC

schrieb vor zehn Jahren das Theaterstück »Truth in Translation« über die Arbeit der Wahrheitskommission in Südafrika. Der Erfolg des Stücks in elf Ländern führte zur Gründung des Global Arts Corps, einer gemeinnützigen Organisation, die mit den Mitteln des Theaters Versöhnungsinitiativen weltweit unterstützt. Zum aktuellen Projekt »See You Yesterday« entsteht ein Film. Er dokumentiert Proben, Aufführungen und persönliche Entwicklung der jungen Kambodschaner.

in einer Gesellschaft nur mangelhaft oder gar nicht aufgearbeitet. Besonders Kinder und Jugendliche wissen nicht, wie sie mit ihrem kulturellen Erbe umgehen sollen, wenn Eltern und Gesellschaft dazu schweigen.

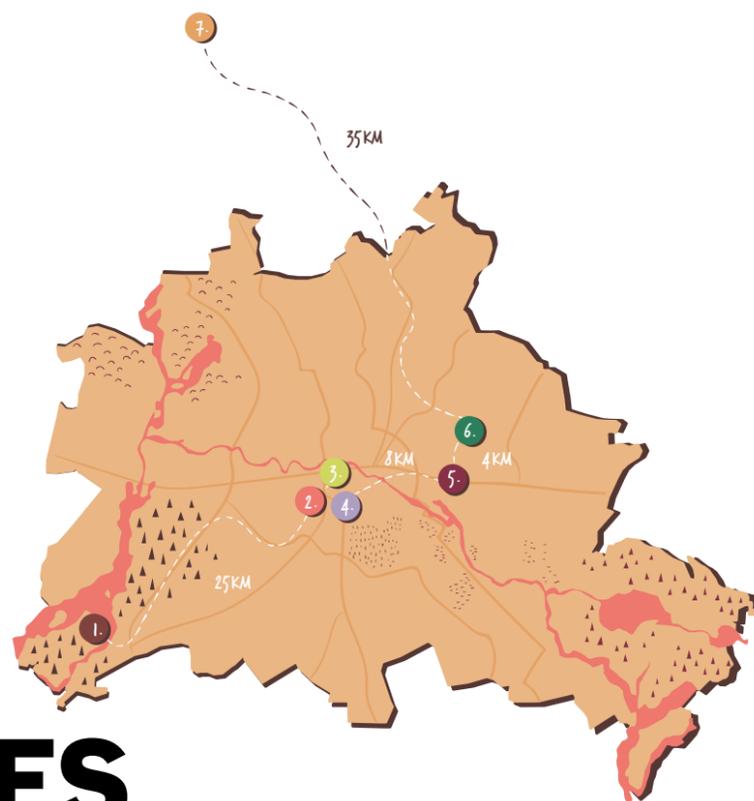
Der amerikanische Theater- und Filmregisseur Michael Lessac bringt mithilfe von Kunst und Kultur junge Menschen aus Nachkriegsgenerationen verschiedener Länder zusammen. In seinem aktuellen Projekt »See You Yesterday« hat Lessac über vier Jahre hinweg mit 19 jungen Straßenkünstlern aus Kambodscha erarbeitet, wie ihre Eltern und Großeltern die Gewaltherrschaft der Roten Khmer erlebt haben. Die Aufführungen von »See You Yesterday« haben in Kambodscha das Schweigen vieler Älterer gebrochen.

Nun soll das Stück im Flüchtlingscamp sowie auf einem Festival zu einem Dialog über Gewalt und Völkermord anregen – und auch dort eine Aufarbeitung anstoßen.

Lessac ist überzeugt davon, dass das Stück mit Zirkuselementen als Türöffner funktioniert: »Der Clown bricht das Eis und bringt beide Gruppen zum Lachen, dann kommen sie miteinander ins Gespräch.«

Kurz vor Beginn der Aufführung haben sich die Flüchtlinge vor der Bühne und auf den umliegenden Hängen versammelt. Ein Helfer sitzt mit dem Mikrophon in der Hand auf einer Lautsprecherbox und erzählt vom historischen Hintergrund des Stücks. Dann springen die Akrobaten auf die Bühne. Nur mit ihren Körpern, ganz ohne Worte erzählen sie von

den Gräueltaten der Roten Khmer, der Verzweiflung ihrer Vorfahren und ihrer eigenen Hoffnung. Die Szenen kennen manche der 6.000 Zuschauer aus eigener Erfahrung. »Ich dachte, ich wäre der Einzige, dem so etwas passiert ist. Jetzt sehe ich, das stimmt nicht«, sagt einer, als auf der Bühne ein junger Mann gezwungen wird, einen anderen zu schlagen. Am Ende ist er nicht allein mit dieser Erkenntnis. Während der Applaus über den Platz schallt, imitieren bereits einige Kinder die Kunststücke der Kambodschaner. Nach der Aufführung arbeiten die Akrobaten mit den Kindern in Workshops weiter. Ganz wie von selbst entstehen Dialoge nach Lessacs Vorstellung: »Ohne Erwachsene – einfach zwischen jungen Menschen, die miteinander sprechen.«



FRIEDEN ALS ZIEL EINES LANGEN WEGES

Überall auf der Welt haben Gesellschaften traumatische Erfahrungen in Kriegen und Konflikten gemacht. Das »Berlin Seminar« der Robert Bosch Stiftung bringt Menschen in die deutsche Hauptstadt, die sich für einen angemessenen Umgang mit Gewalt in ihrem Land einsetzen. Die Überzeugung: Nur ein gemeinsam verarbeiteter Konflikt mündet in stabilen Frieden.

Text und Interview von Eva Wolfangel

Vom Stillstand der Waffen bis hin zum Frieden ist es meist ein langer Weg. Krieg und Konflikt beeinflussen das Leben der Menschen weit über die bewaffnete Auseinandersetzung hinaus. Das wird in Gesellschaften nach dem Ende eines Konflikts häufig unterschätzt. Die mangelhafte Dokumentation von Verbrechen und fehlende Aufarbeitung kollektiver Gewalterfahrungen aber verstärkt das Leid der Betroffenen. Auch wenn die Debatte über Vergangenes häufig alte Wunden aufreißt, weil die ehemaligen Konfliktparteien schließlich eine jeweils eigene Version der Wahrheit haben, ist es nötig, über das Geschehene zu sprechen. Ansonsten drohen aus unterschweligen Konflikten neue gewalttätige Auseinandersetzungen zu entstehen. Die Aufarbeitung der Vergangenheit darf deshalb nicht vernachlässigt werden: Sie ist Grundlage für stabilen Frieden in einer Gesellschaft. Dabei spielen neben staatlichen auch zivilgesellschaftliche Akteure eine wichtige Rolle. Auf Einladung der

Stiftung kommen jedes Jahr Fachleute aus 15 Ländern in Berlin zusammen: Die Vertreter zivilgesellschaftlicher und staatlicher Organisationen sowie Journalisten aus (Post-)Konfliktgesellschaften tauschen sich aus, diskutieren mit deutschen Experten und besichtigen verschiedene Gedenkstätten im Land. Sie teilen Erfahrungen und gute Beispiele für Aufarbeitungsprozesse. Mit dem »Global Network Truth, Justice and Remembrance« soll eine Plattform entstehen, die durch das »Berlin Seminar« immer wieder neue Impulse erhält. An diesem Seminar wird auch der Kern des Stiftungsengagements deutlich: Die Dokumentation von Kriegsverbrechen und Menschenrechtsverletzungen, durch welche die Wahrheit aufgedeckt werden soll, gerechte Aufarbeitungsprozesse und der Dialog über die Vergangenheit gehören zu den großen gesellschaftlichen Herausforderungen in (Post-)Konfliktgesellschaften. Wie zeigen beispielhaft, welche Orte die Teilnehmer besuchen, und fragen, was sie aus dem Austausch mitgenommen haben.

Fotos: Robert Bosch Stiftung (6), Massimo Rodari (1), Illustrationen: C3 Infografik



PATRICK HAJAYANDI, BURUNDI



Mich hat sehr beeindruckt, wie die deutsche Regierung mit der Zivilgesellschaft zusammenarbeitet. Am Beispiel des Denkmals für die ermordeten Juden haben wir gesehen, wie hier alle zusammen diskutiert haben, die gesamte Gesellschaft. In meinem Land besteht die Tendenz in der Politik, die Zivilgesellschaft vor allem als Opposition zu begreifen. Zudem höre ich häufig die Ausrede: Wir haben dafür kein Geld. Aber in Deutschland habe ich gesehen: Man braucht kein großes Budget. Die Stolpersteine sind zum Beispiel ein gutes Andenken an die Toten. Mir hat die Reise außerdem geholfen, Kontakte für meine Arbeit für Wahrheitskommissionen zu bekommen: Wir wollen alle afrikanischen Wahrheitskommissionen zusammenbringen. Die erste Konferenz in Kigali im August war ein großer Erfolg – wir teilen die Erfahrungen und lernen voneinander. Aktuell erarbeiten wir Guidelines dazu, wie man Wahrheitskommissionen etabliert.



MILOS CIRIC, SERBIEN



Mir wurde während der Reise klar, dass wir in Serbien erst am Anfang eines Prozesses stehen, zumindest verglichen mit Deutschland. Es dauert lange, eine nachhaltige Erinnerungskultur zu schaffen. Ich habe erkannt, dass wir erst gerade beginnen zu verstehen, welche Verbrechen in unserem Namen während der 1990er Jahre in Ex-Jugoslawien verübt wurden. Ich glaube – und darin haben mich die Erfahrungen der Reise bestätigt – dass es keine sinnvolle Erinnerungskultur geben kann ohne Partizipation, Anerkennung und/oder Unterstützung durch öffentliche Stellen. Das betrifft sowohl die gesamte Gesellschaft als auch einzelne Gedenkstätten. Das ist einer der Schlüsse, die ich aus der Studienreise ziehe: Der Umgang mit der Vergangenheit ist ein schmerzhafter Prozess und verlangt Ausdauer und Entschlossenheit von allen Beteiligten.



SELLAH KING'ORO, KENIA



Ich war glücklich zu sehen, dass gute Erinnerungsarbeit kein großer Aufwand sein muss. Man kann sie auch mit bescheidenen Mitteln gestalten, ohne gleich große Monumente zu bauen. Mir wurde klar, dass Gedenken auch durch vielfältige andere Mittel ausgedrückt werden kann. Neben Museen sind Gedenkstätten wichtig, an denen die Menschen sich austauschen können: Sie sind ein Ort der Kommunikation über die Vergangenheit. Das ist auch wichtig für die Opfergruppen, die so einen Raum bekommen, um ihre Vergangenheit aufzuarbeiten.





»WIR GELTEN ALS MUSTERSCHÜLER DER ERINNERUNG«

Was können internationale Teilnehmer von der Erinnerungsarbeit in Deutschland lernen? Und wir von ihnen? Antworten von Christoph Kreuzmüller, Kurator der neuen Dauerausstellung im Jüdischen Museum Berlin und ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter im Haus der Wannsee-Konferenz. Er begleitet das »Berlin Seminar« als Experte für deutsche Erinnerungsarbeit.

ASMAA FALHI, MAROKKO

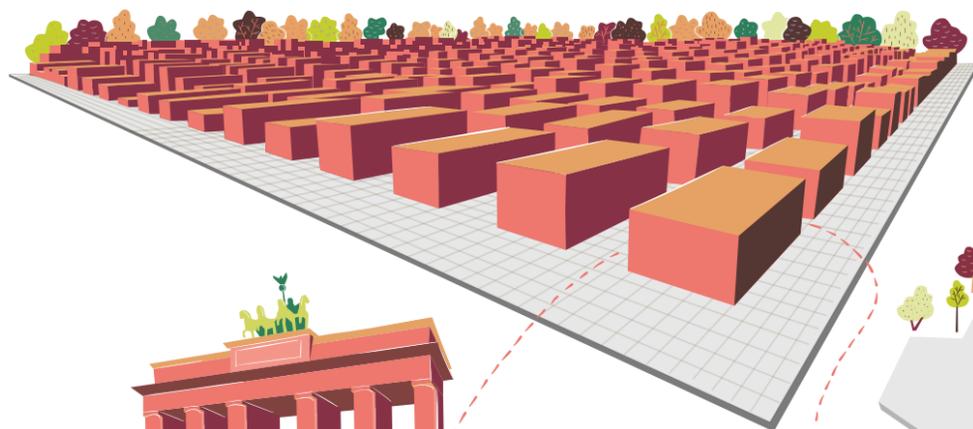


Der Blick auf die deutsche Erfahrung hat mir gezeigt, dass ein möglicher Erfolg für einen Erinnerungsprozess mit der Art zu tun hat, wie die unterschiedlichen Akteure interagieren – seien es staatliche oder nicht staatliche: Zentral ist, dass sie eine effektive Entscheidung treffen, wie an einem lokalen Ort der Vergangenheit gedacht werden kann.



3.

DENKMAL FÜR DIE ERMORDETEN JUDEN EUROPAS

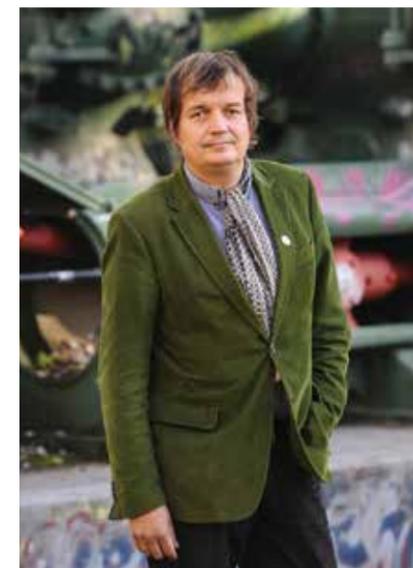


Sie haben sich im Rahmen des »Berlin Seminars« mit vielen internationalen »Erinnerungs-Arbeitern« ausgetauscht. Was können deutsche Fachleute aus den Erfahrungen der anderen lernen?

Christoph Kreuzmüller: Aus der heutigen Perspektive eines deutschen Erinnerungsengagierten sieht man bisweilen nicht, wie mühsam dieser Prozess zu Anfang war. Die Begegnung hat mich oft daran erinnert – und das auch in positivem Sinne: Ich habe gesehen, wie weit wir eigentlich schon gekommen sind. Trotz all der Lücken, der Dinge, die noch fehlen: Wir haben zivilgesellschaftlich schon einiges erreicht.

Womit haben die internationalen Teilnehmer vor allem zu kämpfen?

Kreuzmüller: In vielen Ländern ist noch nicht klar, wessen gedacht werden soll. Gerade in Post-Konflikt-Situationen steht das Wundenlecken oft an erster Stelle, nicht das Erinnern. Erst müssen die Traumata verarbeitet werden. Es dauert lange, bis man die Kraft hat, den historischen Tatsachen ins Auge zu blicken. Das war in beiden deutschen Staaten damals genauso. Es braucht eine Generation, bis man eine Ebene gefunden hat, auf der man eine Erinnerungskultur erarbeiten kann. Bei allen Teilnehmern steht die Frage, wie man das in die Gesellschaft einbringt, recht weit vorne. Und am Beispiel von Deutschland können sie sehen, dass es zwar dauert, aber dass diese Zeit kommt. Das macht vielleicht Mut.



Wie verläuft dieser Prozess Ihrer Erfahrung nach?

Kreuzmüller: In Deutschland ganz klassisch: Es hat gedauert, bis der Diskurs in der Mitte der Gesellschaft angekommen war. Bis in die 1970er Jahre war das Gedenken ein Thema von Randgruppen, dann wurde es dank verschiedener Nichtregierungsorganisationen immer breiter. Unsere Gesellschaft hatte Schwierigkeiten, eine Sprache zu finden. Das hat sie bis heute. Wie lange haben wir diskutiert, ob man besser »nationalsozialistischer Ungeist« oder »nationalsozialistische Studenten«

sagen sollte, oder ob es »umgekommen« oder »ermordet« heißen soll. Heute hat die Politik das Gedenken als Erfolgsmodell übernommen – was auch nicht nur gut ist.

Was können die internationalen Teilnehmer für ihre Arbeit Zuhause mitnehmen?

Kreuzmüller: Wir werden oft als Musterschüler der Erinnerungskultur dargestellt, nicht ganz zu Unrecht. Hier ist wirklich viel Gutes passiert. Das basiert zu großen Teilen auf der Arbeit zivilgesellschaftlicher Initiativen. Auch das kann man von uns lernen: dass es lange dauert und dass man die Zivilgesellschaft braucht. Und dass diese dadurch stärker wird. Wir als strahlendes Vorbild – das kann allerdings auch langweilig sein.

Was hat der Austausch mit anderen Erinnerungs-Experten in Ihnen angestoßen?

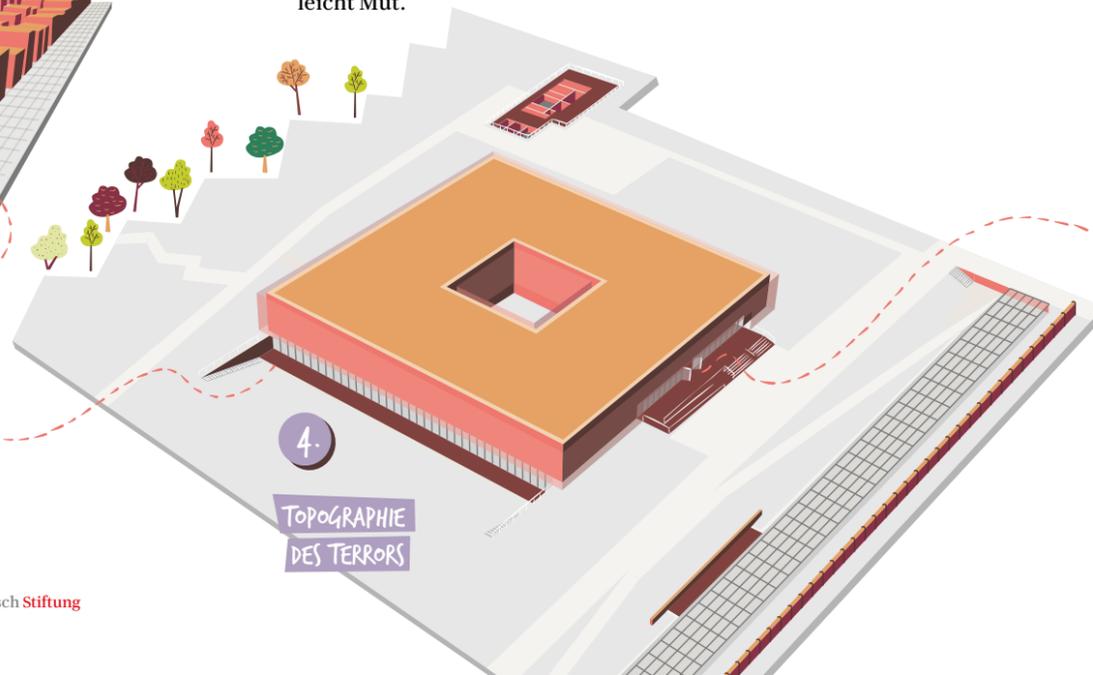
Kreuzmüller: Mich treibt gerade das Erlahmen des öffentlichen Diskurses in Deutschland um. Es gab mal die Idee, statt des Holocaust-Mahnmals ein Schild aufzustellen: »Wir wollten hier etwas hinbauen, haben lange diskutiert, uns aber nicht einigen können.« Das wäre gut gewesen. Der Diskurs war sehr spannend – und ist eigentlich fast wichtiger als das Ergebnis. Wir müssen jetzt scheinbar viel weniger diskutieren, und das ist schade.

Die Teilnehmer des »Berlin-Seminars« stecken noch mitten in dieser Phase ...

Kreuzmüller: Ja, aber wir sind schon an einem Wendepunkt. Bei uns wandert die Erinnerung an den Holocaust langsam von der Zeitgeschichte in die klassische Geschichte. Die letzten Zeitzeugen sterben. Wir müssen uns Gedanken machen, wie wir die Erinnerung trotzdem lebendig halten. Bei den Teilnehmern war noch dieses Akute so deutlich zu sehen, dass etwas auf der Stirn drückt. Wir als deutsche Gesellschaft müssen uns Gedanken machen, wie wir dafür sinnvollen Ersatz stiften, auch ohne Zeitzeugen.

4.

TOPOGRAPHIE DES TERRORS





**NAYLA KH. HAMADEH,
LIBANON**



Wir leben im Libanon in einer Post-Konflikt-Gesellschaft, die gerade um ihre Erinnerung kämpft. Mir hat es gutgetan zu sehen, wie Deutschland mit seiner Erinnerung umgeht und was sich über längere Zeit entwickelt hat. Wir versuchen gerade, zwanzig Jahre nach dem Ende des libanesischen Bürgerkrieges, uns auf ein nationales Narrativ zu einigen. Der Konflikt schwelt noch immer unter der Oberfläche. Mir wurde in Deutschland zudem klar, dass wir unbedingt die Jugend erreichen und diese aktiv einbinden sollten. Wir haben da ein großes Potenzial.



**NAYAT KARAKOSE,
TÜRKEI**



Die Studienreise hat mir noch mal deutlich gemacht, dass eine Konfrontation mit der Vergangenheit vor allem für die verletzte Gruppe eine besondere Bedeutung hat. Insbesondere dann, wenn diese Konfrontation an dem historischen Ort der Gräueltaten selbst stattfindet. Diese Gedenkorte müssen gut gestaltet sein und erhalten werden auf eine Art, die zu den Emotionen und der Aussage des Ortes passt.



**GINA PAOLA DONOSO ROMAN,
ECUADOR**



Neben den spannenden Diskussionen hatte ich vor allem drei wesentliche Einsichten: Die erste ist, wie wichtig die Beteiligung der Gesellschaft an Erinnerungsarbeit in Deutschland ist. Die zweite betrifft die verschiedenen Rollen, die die Erinnerung für Einzelne und für die gesamte Gesellschaft spielt: Die Diskussionen über die Erinnerungsarbeit führen sowohl die Opfer unter sich als auch die Gesellschaft als Ganzes. Und die dritte Einsicht betrifft die Rolle der Erinnerung als reinigendes und gleichzeitig als bildendes Element. Meiner Erfahrung nach ist Gerechtigkeit meistens kaum möglich und die Wirkung von Psychotherapie sehr begrenzt.



5.

**BSTU – DAS ARCHIV DES
BUNDESBEAUFTRAGTEN
FÜR DIE STASI-UNTERLAGEN**

6.

**GEDENKSTÄTTE
BERLIN-HOHENSCHÖNHAUSEN**



TANZ DER BEFREIUNG

Viele syrische Flüchtlinge leben in Jordanien in prekären Verhältnissen. Vor allem Jugendliche und junge Männer sind ohne Perspektive und frustriert. Ein Projekt hilft ihnen dabei, Kriegstraumata aufzuarbeiten, indem sie ihre Gefühle durch Capoeira ausdrücken.

von Theresa Breuer



Oft das einzige Freizeitangebot für syrische Flüchtlingskinder in Jordanien: die Kampfkunst Capoeira.

Daniel führt die Bewegungen wie in Zeitlupe vor. Langsam hebt er das Bein und lässt es über den gebückten Körper seines Gegenübers schweben. Zwei Dutzend Jungen haben einen Halbkreis um ihn gebildet. Sie blicken staunend auf ihren großen Trainer, der seinen Körper bewegt, als sei der nicht an die Gesetze der Schwerkraft gebunden. Daniel wischt sich Schweißperlen von der Stirn. Auch Ende September ist es in Jordanien noch über 30 Grad warm.

Daniel Vallejo Martinez, 35, und seine Schüler stehen dicht an dicht im

Vorraum eines Gemeindezentrums in Zarqa, einer Stadt nordöstlich der jordanischen Hauptstadt Amman. Es ist ein bisschen zu eng. Der Andrang war wieder groß an diesem Mittwochnachmittag und niemand, der den Weg auf sich genommen hat, soll weggeschickt werden. »Wofür seid ihr hier?«, schreit Daniel. »Für Capoeira!«, schreit die Klasse zurück.

Seit 2014 trainiert die von einem Deutsch-Syrer gegründete Hilfsorganisation Capoeira4Refugees Kinder und Jugendliche in Jordanien, unter anderem unterstützt von der Robert Bosch Stiftung. Drei Capoeira-Trainer reisen durchs ganze Land, gehen in

Flüchtlingslager und Gemeinden, in denen Menschen aus dem bürgerkriegsgeschüttelten Nachbarland Syrien leben. Viele sind traumatisiert. Sie mussten alles hinter sich lassen, kamen mit nicht mehr als einer Tasche nach Jordanien. Ohne zu wissen, ob sie jemals in ihre Heimat zurückkehren können, versuchen sie, sich in ihrem neuen Leben zurechtzufinden.

Die Angst vor den Bomben ist längst der Frustration über eine ungewisse Zukunft gewichen. Vor allem bei Jugendlichen und jungen Männern droht die Langeweile in Aggression umzuschlagen – eine gefährliche Aussicht in Jordanien, wo viele Menschen der



Die Angst vor den Bomben ist längst der Frustration über eine ungewisse Zukunft gewichen.



Meinung sind, das Land habe zu viele Flüchtlinge aufgenommen. Capoeira soll den Jugendlichen eine Beschäftigung geben, die Langeweile bändigen, ein Mittel sein, die traumatischen Kriegserfahrungen zu verarbeiten. Oft ist der Sport das einzige Freizeitangebot für syrische Kinder.

Jeden Mittwoch fahren Daniel und sein Co-Trainer Hussein nach Zarqa, einer Stadt im Nordosten Ammans, in der rund 50.000 syrische Flüchtlinge leben. An die dreißig Kinder zwischen sieben und 17 Jahren unterrichten die Trainer hier. Die Jungs tragen Fußballshirts und Trainingshosen. Auch ein paar Mädchen sind gekommen. Sie haben sich Glitzerbänder ins Haar gesteckt und üben im Nebenraum mit einer Trainerin. Im konservativen Jordanien sind Sportklassen nach Geschlechtern getrennt.

Den meisten Kindern ist Capoeira am Anfang kein Begriff. Trainer Hussein al-Zaben, 25, sagt: »Sie denken, wir wollen die Bewegungen zum Kämpfen einsetzen. Wir müssen ihnen erklären, dass Capoeira etwas ist, das man gemeinsam macht.«

Obwohl Capoeira als Kampfkunst gilt, geht es dabei nicht darum, den Gegner zu besiegen. Sondern darum, miteinander zu spielen. Der Tanz, von Sklaven in Brasilien entwickelt, war ein Ausdruck für die Sehnsucht nach Emanzipation und den Kampf um Freiheit. »Wir wollen den Kindern zeigen, wie sie mit ihren Körpern einen Dialog führen können«, sagt Hussein, »Zerstörung ist

einfach. Aber aus einem Gespräch kann etwas Neues, Schönes entstehen.«

Oft sind die Kinder mit Zerstörung besser vertraut. Obwohl der Unterricht für alle Kinder in den Gemeinden offen ist, kommen fast ausschließlich Syrer zum Training. So wie die Brüder Mohammed und Ali und ihr Cousin Omran. Die Jungen sind 14 und 15 Jahre alt und vor vier Jahren mit ihren Familien aus Damaskus geflohen. Wie die meisten Jungen in ihrem Alter lieben sie Fußball, finden ihre älteren Schwestern nervig und gehen mal mehr und mal weniger gern in die Schule.

Doch da ist ihre Geschichte, die sie von anderen Jugendlichen unterscheidet. Neulich haben sie ein Theaterstück entwickelt. Es geht um vier Freunde in Syrien, die jeden Nachmittag zusammen Fußball spielen. Eines Tages wird das Haus eines Jungen bombardiert. Seine Eltern und Geschwister sterben, er überlebt, verliert aber ein Bein. Nach seiner Genesung wollen seine Freunde ihn wieder zum Kicken überreden. Komm, sagen sie, du kannst doch auch mit einer Krücke spielen. Doch der Junge bricht weinend zusammen. Ich kann nicht, sagt er. Daraufhin beschließen die Freunde, nie wieder Fußball zu spielen. »Wir wollten kein Theaterstück mit Happy End«, sagt Mohammed, »wir wollten die Realität in Syrien zeigen.«

Wer die Jungen beim Training beobachtet, sieht, wie sie kichern und sich gegenseitig Schritte zeigen, könnte sie für ganz normale Teenager halten. ▶

► Doch hinter den unbeschwertten Fassaden verbergen sich oft traumatische Erlebnisse. Sie haben ihre Heimat verloren, Familienangehörige, sind vor Bomben geflohen. Sie müssen sich in einem fremden Umfeld zurechtfinden, sich an neue Schulen, Lehrer und Mitschüler gewöhnen. Oft fällt es ihnen schwer, darüber zu sprechen.

Trainer Hussein erzählt von einem zwölfjährigen Jungen im Flüchtlingslager Emirati. »Er war wahnsinnig schüchtern, hatte seine Gedanken immer woanders. Keine einzige Übung hat er richtig gemacht.« Irgendwann hat Hussein ihn beiseitegenommen, ihn gefragt, ob er was auf dem Herzen habe, worüber er sprechen möchte. Aber der Junge wollte nicht sprechen. Stattdessen griff er nach dem Berimbau, dem Bogeninstrument, das die Capoeira-Bewegungen begleitet, und begann zu spielen. Hussein sagt, dass er die Verwandlung in dem Jungen förmlich sehen konnte. Er wurde einer seiner besten Schüler.

»Viele Kinder sind wütend und wissen nicht, warum«, sagt Daniel, »wir wollen ihnen eine Plattform geben, um sich auszudrücken.« In Kulturen, wo Männer nicht weinen und Gefühle nicht nach außen getragen werden, kann Capoeira eine Möglichkeit sein, Gefühle zu äußern, ohne Angst haben zu müssen, sich bloßzustellen. Trotzdem müssen sich die Kinder während des Trainings an Regeln halten. »Die oberste Regel lautet?«, fragt Daniel am Anfang der Stunde und zeigt auf einen Jungen. »Respekt«, antwortet der.

Doch nach 45 Minuten lässt die Konzentration bei den Kindern nach. Als Daniel eine Übung erklärt, spricht ein Junge immer wieder dazwischen. Daniel verweist ihn in die Ecke des Raums. Stumm beobachtet der Junge das Training bis zur nächsten Pause. »Weißt du, warum du in die Ecke musstest?«, fragt Daniel später. Der Junge nickt. »Weil ich nicht richtig aufgepasst habe«, sagt er leise. Daniel nimmt ihn in den Arm. »Schon gut«, sagt er, »versprich mir, dass du dich ab jetzt konzentrierst.«



Ali musste aus Damaskus fliehen. Mit Capoeira kämpft er gegen seine Langeweile und Wut.

Es ist nicht das einzige Mal, dass der Trainer sich gegenüber seinen Schülern streng zeigt. »Manche Kinder sind undiszipliniert und aggressiv«, sagt Daniel, »sie wissen oft gar nicht, dass sie sich falsch verhalten.« Doch in einem sicheren Raum müsse es Grenzen geben. »Die Kinder sollen auch lernen, ihre Gefühle zu kontrollieren.«

Dafür braucht es Zeit. Vertrauen lässt sich nur langsam aufbauen. Die aktuellen Capoeira-Kurse laufen erst seit wenigen Wochen, die meisten Schüler sind am Anfang ihres Trainings. Doch Hussein gibt sich zuversichtlich. »Das Schöne an unserem Job ist, dass wir die Auswirkungen unseres Trainings direkt beobachten können«, sagt er. Bei vielen Jugendlichen sehe er die Entwicklung schon nach wenigen Monaten. »Das macht die Arbeit unglaublich befriedigend, weil man das Gefühl hat, mit seiner Arbeit etwas zu verändern.«



Wenn du nur zu Hause sitzt, wirst du aggressiv. Aber wenn du Capoeira machst, fühlst du dich stark und selbstbewusst.



Fotos: Nadia Bseiso (6), Illustration: C3 Informatik (2)

digend, weil man das Gefühl hat, mit seiner Arbeit etwas zu verändern.«

Momentan arbeitet Capoeira4Refugees daran, langfristige Projekte zu etablieren. Ein Ziel ist es, talentierte Jugendliche selbst zu Capoeira-Trainern auszubilden. »Die Kinder brauchen eine Konstante in ihrem Leben«, sagt Daniel, »damit aus ihnen körperlich und geistig gesunde Erwachsene werden.«

Zumindest Neugier konnte das Training bei vielen Kindern wecken. Auch Mohammed, Ali und Omran wollen nächste Woche wiederkommen. »Die ersten Monate nach der Flucht waren wie eine Depression«, sagt Mohammed. »Wir sind nie rausgegangen, es gab

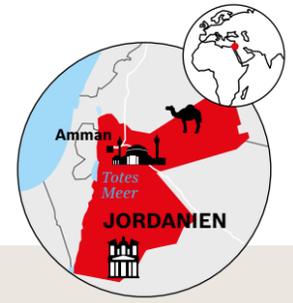


Auch wenn es eng zugeht beim Capoeira-Unterricht: Alle dürfen mitmachen.

nichts für uns zu tun, es war stinklangweilig.« Sein Bruder nickt. »Wenn du nur zu Hause sitzt, wirst du aggressiv«, sagt Ali, »aber wenn du Sport machst, so wie Capoeira, fühlst du dich stark und selbstbewusst.«



Theresa Breuer fand es bemerkenswert, wie sehr die Kinder sich auf die Trainer einlassen. Das hat ihr gezeigt, wie viel man im Leben von Kindern verändern kann, wenn man ihnen Aufmerksamkeit schenkt und eine Aufgabe gibt.



SYRISCHE FLÜCHTLINGE

9,5
Millionen Einwohner leben in Jordanien.

Mehr als **700.000** Flüchtlinge hat das Land aufgenommen. Allein 640.000 von ihnen stammen aus Syrien.

Über **85** Prozent von ihnen leben außerhalb von Flüchtlingslagern, in Städten oder improvisierten Baracken und Zelten.

Mit rund **80.000** Einwohnern ist das Flüchtlingslager Zaatari die viertgrößte Stadt Jordaniens.

54.000 Flüchtlinge sind im Camp Azraq untergebracht. Im Flüchtlingslager Emirati, dem dritten Camp Jordaniens, leben rund 7.400 Menschen.

115.000 syrische Kinder im schulpflichtigen Alter müssen arbeiten, um ihre Familien zu ernähren.

AUS DER STIFTUNG

NEUE SCHWERPUNKTE IN DER FÖRDERUNG

Die Robert Bosch Stiftung wird ihre Arbeit in den kommenden Jahren auf drei Schwerpunkte ausrichten.

Bewahren und verändern – dieser Leitgedanke stand über dem internen Projekt zur strategischen Weiterentwicklung der Robert Bosch Stiftung. In den 52 Jahren ihrer Geschichte hat die Stiftung umfangreiche Erfahrungen gesammelt und Netzwerke in viele Bereiche der Gesellschaft aufgebaut – national und international. Die traditionellen Fördergebiete – Völkerverständigung, Bildung, Gesellschaft, Wissenschaft und Gesundheit –, die sich unmittelbar aus dem Vermächtnis von Robert Bosch ableiten lassen, sind unverändert aktuell. Dieser Kern der Stiftung bleibt auch

in Zukunft erhalten. Zugleich haben die Entwicklungen der vergangenen Jahre aber gezeigt: Um unseren Auftrag weiter erfüllen zu können, müssen wir noch flexibler auf globale Herausforderungen reagieren können und mit unseren Beiträgen auf nachhaltige Wirkung in kürzeren Zeiten zielen. Deshalb hat die Stiftung Schwerpunkte identifiziert, auf die sie ihre Arbeit in den kommenden Jahren fokussieren wird. Dabei geht es nicht darum, neue Strukturen zu schaffen; in die Schwerpunkte soll vielmehr die Expertise aus allen Bereichen der Stiftung einfließen. Die neuen Schwerpunkte in Kürze:



MIGRATION, INTEGRATION UND TEILHABE

Vielfalt ist in unserer Gesellschaft längst der Normalfall. Globalisierung passiert bei uns vor Ort. Unsere Gesellschaft kann diese Vielfalt annehmen und gestalten. Dazu braucht es einen offenen und sachlichen Diskurs über Migration und eine Willkommenskultur, ohne die Herausforderungen für Zugewanderte oder Einheimische auszublenden. Die Robert Bosch Stiftung fördert die Entwicklung von Handlungsstrategien für Entscheidungsträger in Politik und Gesellschaft ebenso wie Praxisprojekte vor Ort. Das Ziel dabei: Die rasche Integration von Migranten und deren Teilhabe an zentralen gesellschaftlichen Bereichen wie Bildung, Gesundheit, Zivilgesellschaft und Kultur.



GESELLSCHAFTLICHER ZUSAMMENHALT IN DEUTSCHLAND UND EUROPA

Die Robert Bosch Stiftung will zu einer offenen und solidarischen Gesellschaft beitragen. Eine Gesellschaft, die allen Menschen Teilhabe ermöglicht, unabhängig von ihrer sozialen, kulturellen oder ethnischen Herkunft. Dazu gehören der offene Austausch und die Verständigung über gesellschaftliche Werte und Haltungen. Die Stiftung setzt sich für Chancengerechtigkeit ein und fördert eine aktive Bürgergesellschaft – auch auf europäischer Ebene. Sie will nationalistischen Bewegungen entgegenwirken, die Diskussion über unseren Kontinent versachlichen und dabei auch Menschen erreichen, die bislang kein Interesse an Europa haben. Denn: Je mehr Menschen Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen, desto fester wird der »soziale Kitt«, der uns zusammenhält.



ZUKUNFTSFÄHIGE LEBENSÄRÄUME

Immer mehr Menschen weltweit leben in Städten. Neben Arbeit, Wohnraum und Infrastruktur müssen die Städte Lösungen für ein funktionierendes Zusammenleben bieten. Zugleich werden ländliche Regionen abgehängt. Die Robert Bosch Stiftung wirkt an einer nachhaltigen Verbesserung der Lebensqualität in der Stadt und auf dem Land mit, z.B. durch den Aufbau neuer Strukturen im Gesundheitswesen und partizipative Bürgerprojekte. Zu diesem Schwerpunkt zählt auch das verstärkte Engagement in Afrika, vor allem in der Wissenschaft. So fördert die Stiftung afrikanische Nachwuchswissenschaftler und eine internationale Wissenschaftskonferenz auf dem Kontinent; auch erste Projekte in der Bildung, Frieden und Völkerverständigung werden umgesetzt.

Fotos: Jan Zappner (1), Sofie Puutfarken (1), Theodor Barth (1)



VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

Die Wende erreichen mit Kultur

Sie trotzten der anhaltenden Krise in ihrer Heimat und verbreiten einen Optimismus, der vielen Menschen in Griechenland derzeit fehlt: 30 griechische Kulturmanager hat die Robert Bosch Stiftung bei einer Auftaktveranstaltung in der Kulturbrauerei Berlin in den zweiten Jahrgang des Programms »START – Create Cultural Change« aufgenommen. Um professionelle Erfahrungen zu sammeln,

hospitieren sie zunächst in soziokulturellen Zentren und Initiativen in Deutschland. Parallel dazu entwickeln sie eigene Projekte, die sie später in Griechenland umsetzen. Dabei zeichnet die Kulturmanager aus, dass sie zwar lokal wirken, aber dennoch international vernetzt sind. Im vergangenen Jahr entstanden virtuelle Ausstellungen, Tanz- oder Nachbarschaftsprojekte. ▶ bosch-stiftung.de/start



BILDUNG

Stipendien für 110 Schüler mit Grips

Bildung darf nicht von der Herkunft abhängen. Deshalb unterstützen Joachim Herz Stiftung und Robert Bosch Stiftung im Programm »grips gewinnt« leistungsstarke Schüler/-innen in Nord- und Ostdeutschland, die ihr Potenzial aus finanziellen, kulturellen oder sozialen Gründen nicht voll entfalten können. Die 110 neuen Stipendien erhalten monatlich 150 Euro, nehmen an Seminaren teil und profitieren von persönlicher Beratung. ▶ bosch-stiftung.de/grips

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

Zivilgesellschaft unter Druck

Zum Jahresbeginn tritt in China ein neues Gesetz zur Regulierung ausländischer NGOs in Kraft. Über seine Auswirkungen auf die Zusammenarbeit zwischen China und ausländischen NGOs sowie über die Zukunft der chinesischen Zivilgesellschaft diskutierten Experten im Rahmen der Reihe »China im Gespräch«. Ihre Feststellung: Die Regierung will den »ideologischen« Einfluss der Zivilgesellschaft verringern; die Spielräume für kritischen Meinungs austausch schwinden. Auch die Arbeit deutscher Stiftungen in China werde künftig schwieriger.

GESELLSCHAFT

Chamisso-Preis wird 2017 letztmalig vergeben

Im kommenden Jahr vergibt die Robert Bosch Stiftung den Adelbert-von-Chamisso-Preis zum letzten Mal. Er wurde 1985 ins Leben gerufen, um die »Gastarbeiterliteratur« und deren Autoren stärker in den Blick der Öffentlichkeit zu rücken. Heute sind Autoren mit Migrationsgeschichte in der deutschsprachigen Literaturszene etabliert, ihre Werke anerkannt. Die Stiftung setzt jetzt neue Schwerpunkte in der Literaturförderung. So wird die umfangreiche Chamisso-Begleitförderung, z. B. Schreibwerkstätten an Schulen oder Festivals, weiter ausgebaut: Die Stiftung entwickelt ein neues Programm, das die Literatur-, Sprach- und Lesekompetenz bei literaturferneren Gruppen, Kindern und Jugendlichen stärken soll.

GESUNDHEIT

Starkes Bündnis gegen Krebs

Stiftung stellt 24 Millionen Euro für Krebsforschung bereit.



Zusammen wollen sie den Krebs bekämpfen: Das Robert-Bosch-Krankenhaus (RBK), die Robert Bosch Stiftung und die Bosch-Gruppe haben dazu ein Bündnis geschlossen und mehrere Initiativen gestartet. Zentraler Baustein ist das neu gegründete Robert Bosch Centrum für Tumorerkrankungen (RBCT) in Stuttgart sowie die geplante Kooperation mit dem Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ) in Heidelberg. Dafür stellt die Stiftung bis 2020 zusätzliche Fördermit-

» Bis 2025 werden einer Prognose zufolge jährlich 20 Millionen Menschen an Krebs erkranken.

tel in Höhe von 24 Millionen Euro für die Krebsforschung bereit. Mit einer weiteren Million Euro ermöglicht die Bosch-Gruppe ab sofort an Krebs erkrankten Mitarbeitern den Zugang zu neuester Diagnostik im RBK und am DKFZ. Hintergrund für das Engagement ist die steigende Zahl von Krebserkrankungen weltweit: Bis 2025 werden einer Prognose zufolge jährlich 20 Millionen Menschen an Krebs erkranken. Allein in Deutschland sterben jährlich rund 224.000 Menschen an Krebs.

► bosch-stiftung.de/rbct

BILDUNG

Wie digitale Medien das Lernen fördern

Digitale Medien können das Bildungssystem in Deutschland verbessern und zu mehr Chancengerechtigkeit beitragen, davon sind Robert Bosch Stiftung, Deutsche Telekom Stiftung, Bertelsmann Stiftung sowie Siemens Stiftung überzeugt. Deshalb haben sie, gefördert von der Stiftung Mercator, die Initiative Forum Bildung Digitalisierung gestartet, eine Plattform für Akteure aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft.



Gemeinsam sollen Strategien für das Lehren und Lernen in der digitalisierten Welt entwickelt werden, zunächst in der schulischen Bildung. »Digitalisierung in der Schule muss mehr sein als die Ausstattung mit modernen Computern. Wir brauchen passende pädagogische Konzepte, intelligente Materialien und Lehrer, die wissen, wie man damit umgeht«, sagt Uta-Micaela Dürig, Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung. Auf einer Werkstatt-Konferenz im September tauschten sich rund 180 Experten aus Schule, Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Bildungsverwaltung über ihre Erfahrungen mit dem Einsatz digitaler Medien aus. ► bosch-stiftung.de/forumBD

Angestiftet - Was bleibt?

FRIEDEN

DAS SCHWEIGEN BRECHEN

Vesna Teršelić leitet das Zentrum für den Umgang mit Vergangenheit »Documenta« in Zagreb. Sie kritisiert die fehlende Auseinandersetzung mit Krieg und Gewalt in Kroatien. 2012/2013 war sie Richard von Weizsäcker Fellow der Robert Bosch Academy.

Was war der Ausgangspunkt für Ihre Arbeit?

Vesna Teršelić: Seit meiner Kindheit fragte ich mich, warum meine Nachbarn über ihre Toten nur flüstern. Das unausgesprochene Leid wurde mir während des Krieges in den 1990er Jahren wieder schmerzlich bewusst. Ich wollte etwas gegen die Straflosigkeit tun und etwas dafür, die faktische Wahrheit über die Kriege zu verbreiten über die bloße Diskussion exakter Todeszahlen hinaus. So entstand »Documenta«. Wir dokumentieren Kriegsverbrechen, zeichnen persönliche Erinnerungen auf, beobachten Kriegstribunale, analysieren institutionelle Erinnerungsformen und stoßen Debatten über die gewaltsame Vergangenheit an.

Wie hat die Stiftung »Documenta« zum ersten Mal unterstützt?

Teršelić: Wir veröffentlichten 2007 eine Ergänzung zu einem »Lehrbuch der jüngsten Geschichte« zusammen mit Presseartikeln, die bösartige Angriffe gegen die Autoren dokumentierten. Das Ministerium für Bildung und Sport hatte entschieden, das gut geschriebene Buch nicht zu veröffentlichen und überließ es den Geschichtswissenschaftlern, selbst dafür einzustehen. Wir bewarben das Buch bei öffentlichen Diskussionen, im Geschichtsunterricht und organisierten eine



1998

2016

Studienreise nach Deutschland. Das war der Beginn einer systematischen Entwicklung von Erinnerungskultur.

Warum ist Ihre Arbeit auf dem Balkan immer noch wichtig?

Teršelić: Weil es Institutionen und Gesellschaft bisher nicht gelungen ist, unsere gewalttätige Vergangenheit zu verarbeiten und Opfer von Kriegsverbrechen öffentlich anzuerkennen. Wir haben als Gesellschaft keinen konstruktiven Weg gefunden, mit dem Zweiten Weltkrieg, der politischen Gewalt des sozialistischen Jugoslawiens und dem Krieg der 1990er Jahre umzugehen. Die Weigerung, Verantwortung für Kriegsverbrechen zu übernehmen, behindert die soziale, ökonomische und politische Entwicklung der Region genauso wie die Integration in die EU.

Was bleibt aus Ihrer Zeit als Fellow?

Teršelić: Die Kontakte zu Museen und Dokumentationsstätten und der Austausch mit Vertretern politischer Institutionen. Wir haben ein Netzwerk von Experten der Erinnerungskultur ins Leben gerufen und planen 2017 eine Konferenz mit einem neuen Ansatz: Wir werden nicht nur Teilnehmer aus Europa haben, sondern auch aus Afrika, Asien und Lateinamerika. Wir müssen das Leid unserer Vergangenheit – sei es aus der Kolonialzeit, Sklaverei, Kriegen oder totalitären Regimen – anerkennen und die bis heute daraus resultierende Gewalt beenden.

IMPRESSUM

Robert Bosch Stiftung Magazin, Nr. 21, Dezember 2016
Das Magazin erscheint in einer Auflage von 6.500 Exemplaren. Eine PDF-Version steht unter www.bosch-stiftung.de zum Download bereit.
Herausgeber: Robert Bosch Stiftung GmbH, Heidehofstraße 31, 70184 Stuttgart, magazin@bosch-stiftung.de
Geschäftsführung: Uta-Micaela Dürig, Prof. Dr. Joachim Rogall
Verantwortlich: Stefan Schott, Bereichsleiter Kommunikation **Redaktion:** Julia Rommel (Leitung), Selina Gerlach, Eva Wolfangel, Alexandra Wolters
Layout und Produktion: C3 Creative Code and Content GmbH, Berlin **Druck:** J.F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart
ISSN-Nr. 1865-0910

GESUNDHEIT

Neue Krankenhausstudie

Die von der Stiftung geförderte Studie »Demenz im Allgemeinkrankenhaus« belegt erstmals, welche Herausforderungen auf Kliniken zu kommen: 40 Prozent ihrer über 65-jährigen Patienten weisen kognitive Störungen auf, fast jeder Fünfte leidet an Demenz. Die repräsentativen Daten sind eine wichtige Planungsgrundlage für Krankenhäuser, um die Patientenversorgung zu verbessern.

GESUNDHEIT

Wegweisende Forschung



Warum wirken Medikamente bei Menschen unterschiedlich gut? Dieser Frage geht Professor Dr. Matthias Schwab als Leiter des Instituts für Klinische Pharmakologie am Robert-Bosch-Krankenhaus nach. Für seine wegweisenden Beiträge zur individualisierten Medizin erhielt er den mit 50.000 Euro dotierten Robert-Pfleger-Forschungspreis 2016. So geht auf Schwab eine Standarduntersuchung leukämiekranker Kinder zurück, die mögliche schwere Nebenwirkungen eines Medikaments vorab erkennen lässt.